Protestantenblatt

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

35. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes“. **6. Jahrgang des „Protestant“.**

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben durch **R. Emde** (Bremen) und **M. Fischer** (Berlin).

Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten (Postzeitungs-Katalog Nr. 6244a), sämtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, sowie auch der Verleger entgegen.
(Bei direkter Zusendung unter Kreuzband kommen zum Abonnementspreis noch 40 Pfg. Porto-Auslagen pro Quartal hinzu.)

Anzeigenpreis pro 4 gespaltene Petitzeile ..... 30 ₰
do. „ 2 „ Reklamezeile (direkt unter dem redaktionellen Teil) ..... 80 ₰
Rabatt dem Umfang des Auftrags entsprechend. — Inserate nehmen außer dem Verlag, sämtliche Annoncenexpeditionen entgegen.

Erscheint jeden Sonnabend. **Nr. 36.** Vierteljahrspreis 1 ℳ. 50 ₰

Berlin **6. September 1902** **Bremen.**

Inhalt: Salz. Von Karl König. — Der Klostersturm in Baden. — Auf Los von Rom-Spuren durch Nordösterreich. Von J. G. — Zur Pflege des persönlichen Lebens. Von O. Friese. — Kirchliche Nachrichten. — Litteratur. — Anzeigen.

Salz.

Jesus verlangt von seinen Jüngern, daß sie Salz bei sich haben. Der Grund ist klar: Das Salz ist scharf und hindert die Fäulnis. Fäulniserreger aber fliegen überall herum. Wo sie sich festsetzen können, beginnt die Zersetzung, der Verfall. Da muß man salzen, sich selber durchsalzen. Dies geschieht durch Wahrhaftigkeit.

Wohl, schon Amos hat das Grundgesetz der seelischen Gesundheit ausgesprochen: „Thut ihr das Gute, so werdet ihr leben“, und die Kehrseite lautet: „Thut ihr das Böse, so müßt ihr verderben“. Aber nur Gutes hat noch keiner von uns gethan, und ohne Böses ist noch keiner von uns davongekommen. Wir müssen alle in den Zwiespalt hinein, müssen den Segen des Guten und den Fluch des Bösen schmecken, müssen so auf Grund persönlichster Erfahrung zur persönlichen Wahlfreiheit hindurch. Das ist unabtrennbar von unserem Wesen. Hier liegt unser Himmel und unsere Hölle, unsere seelische Gesundheit und unsere seelische Fäulnis.

Das Böse aber, ob ihm auch keiner ganz entrinnen kann, wird zur Seelenfäulnis nur dem, dem das Salz ausgeht — die Wahrhaftigkeit. Dann erst drückt er seine Sünden vor sich selbst herab zu Harmlosigkeiten oder lügt sie in die Höhe zu noblen Passionen, wohl gar zu Tugenden. Wir sind immer am erfinderischesten, wenn es gilt, uns über uns selbst etwas vorzumachen. Und doch haben wir da drinnen in uns einen Wächter, der uns vor uns selbst bewacht. Es hat noch kein Mensch von Anfang an sich im Bösen wohl gefühlt. Es ist ein weiter, qualvoller Weg durch seelisches Unwohlsein, Außersichsein, Selbstentzweiung, Unrast, bis man sich glücklich soweit vergiftet hat, das man des Giftes als täglicher Speise bedarf. Sich wirklich wohl in der Sünde zu fühlen, dazu gehört ein fortgesetzter Selbstbetrug.

Wer wahrhaftig ist gegen sich selbst, den peitscht das Böse, sobald er ihm wieder einmal verfallen ist, nur um so heftiger auf — zum Guten! Er würde sich vor sich selber ekeln, wenn es anders wäre. Für einen wahrhaftigen Menschen ist es beispielsweise stets überaus beschämend, wenn ihn zufällige Gesellschaftsumstände so überrumpelten, daß er — log. Dann hat er in sich eine böse Stunde, eine Stunde, wo er sich selber haßt. Eine gute Stunde! Denn sich selber hassen um des Bösen willen, daß heißt sich salzen, sich durchsalzen mit Wahrhaftigkeit.

Aber ist denn die Empfindung für das Böse nicht individuell viel zu verschieden, als daß man sich auf sie verlassen könnte?

Ein prachtvoller Einwand, ein durch und durch verlogener Einwand! Er kommt aus jenem niederträchtigen Winkel der Seele, wo sie immer „die anderen“ sitzen hat, um sich mit ihnen zu entschuldigen oder an ihnen zu brüsten, je nachdem! Was aber gehen mich in Wirklichkeit die anderen an, wo ich es mit mir selber, besser, wo der Gott in mir es mit mir und mit niemand anderem zu thun hat? Und wenn die sittliche Erkenntnis noch so verschieden ist, ich selber habe die meinige, und eben für die bin ich verantwortlich. Das ist unser Elend und unsere Fäulnis, daß wir soweenig von dem Wahrheitsmut besitzen, kraft dessen wir Gott in unserem Gewissen zu Gericht sitzen lassen über uns selber.

Hier muß alle wirkliche Selbsterziehung einsetzen. Ein scharfes Gewissen haben, das heißt Salz bei sich haben. Das hindert die Fäulnis.

Karl König.

Der Klostersturm in Baden.

Am 10. Juli wurde nach einer arbeitsreichen Tagung der diesjährige Landtag vom Großherzog in eigener Person feierlich geschlossen. In einer der letzten Sitzungen der zweiten Kammer, am 3. Juli, erschien die verhängnisvolle Klosterfrage auf der Tagesordnung. Es handelte sich um Zulassung von zwei Männerklöstern im Großherzogtum Baden, die in Landesteilen mit durchweg katholischer Bevölkerung errichtet werden sollten. Die Forderung von solchen wurde wie eine ganz selbstverständliche und durchaus harmlose Sache erhoben. Man meinte, sie müsse auch so angesehen werden. Allerdings muß die Forderung gelten als eine letzte Konsequenz der Zugeständnisse, die in den letzten Jahren und Jahrzehnten seitens unserer Regierung an die ultramontanen Wünsche und Bestrebungen gemacht wurden. Es war ein letzter Trumpf, der durchaus ausgespielt werden mußte. Die Frage der Zulassung von Männerorden in Baden lag schon seit längerer Zeit in der Luft wie ein schweres Gewölk, das gewitterdrohend sich über den festbestehenden liberalen und modernen Traditionen unseres schönen Landes ausbreitete.

Frauenklöster bestehen bei uns seit längerer Zeit. Nicht nur in der Krankenpflege sind katholische barmherzige Schwestern in allen Teilen unseres Landes thätig. In Frauenklöstern erhält ein beträchtlicher Prozentsatz der Töchter der gebildeten Stände seine Schulbildung. Auch sonst wird das Prinzip der „gemischten Schule“, das darauf ausgeht, die Volksbildung dem konfessionellen Einfluß der Kirchen zu entziehen, und außer dem Religionsunterricht, der in den Schulen unter der Aufsicht der beiden Kirchen steht und teils durch Lehrer,

teils durch Geistliche gegeben wird, allen übrigen Unterricht im Sinne des modernen Wissens und Lebens zu erhalten sucht, vielfach durchbrochen. Neben den staatlichen Schulen bestehen z. B. zwei große Privatschulanstalten, in Freiburg und in Sasbach, die von Priestern geleitet werden und einen rein katholischen Charakter tragen.

Trotzdem die städtischen Verwaltungen energischen Widerspruch dagegen erhoben, wurde von der Staatsgewalt vor etwa fünf Jahren als eine bis dahin unbekannte Neuerung die Fronleichnamsprozession in mehreren überwiegend protestantischen Städten, wie Pforzheim, Lahr, Mannheim, Karlsruhe, gestattet, eigentlich aber einfach befohlen, und wird alljährlich trotz dem Unwillen der protestantischen Bevölkerung mit dem üblichen Gepränge vollzogen. Vor sechs Jahren wurde die Abhaltung von sogenannten Missionen durch auswärtige Kapuziner und Karmeliter zugestanden, und sie werden mit großem Eifer und mit den Wirkungen, die aus Roseggers „Ewigem Licht" bekannt sind, abgehalten.

Im Verlaufe des letzten Landtags verlangte die Regierung in einem Nachtragsetat, trotzdem die katholische Kirche über sehr bedeutende Mittel aus Stiftungen und aus der Kirchensteuer zu verfügen hat, einen jährlichen Zuschuß von 15 000 *M.* für das Konvikt- und Priesterseminar St. Peter, eine Anstalt, die, wie genugsam bekannt ist, in durchaus mittelalterlichem Geiste und staatsfeindlichem Sinn geleitet wird. Mit großer Majorität hat die Kammer dazu ihre Zustimmung gegeben. Unbegreiflicher- und wunderlicherweise haben auch die Nationalliberalen geschlossen dafür gestimmt.

Als nun am 3. Juli die Klosterfrage die zweite Kammer beschäftigte, wurde die vom Zentrum ausgehende Resolution mit 33 gegen 20 Stimmen angenommen. Dieses Mal stimmten die Nationalliberalen dagegen und gaben durch ihren Führer Wilckens, Oberbürgermeister von Heidelberg, eine Erklärung ab, in der sie insbesondere darauf hinwiesen, daß, falls die Regierung die Niederlassung von Männerorden im Lande zuzulassen sich entschließen sollte, sie darin eine große Gefahr für die Erhaltung des politischen und konfessionellen Friedens sehen müßten. Was aber der Minister der Justiz, des Kultus und des Unterrichts, v. Dusch, im Namen der Regierung über die Angelegenheit redete, mußte zu der Überzeugung führen, daß die Regierung, wenn auch der Minister eine nochmalige Prüfung der Sache in Aussicht stellte, ihren bis dahin festgehaltenen Widerstand gegen Zulassung von Männerklöstern fallen zu lassen geneigt sei. Das Ergebnis der Abstimmung und diese Erklärung des Ministers machten auf den bei weitem größten Teil der Bevölkerung unseres Landes den peinlichsten Eindruck. Der Landtagsschluß erfolgte dieses Mal mit einem dumpfen Mißton, der als solcher in allen Kreisen des Volkes tief empfunden und schwer getragen wurde.

Aber schon am Vorabende des feierlichen Landtagschlusses las man auf allen Plakatsäulen in Karlsruhe eine Einladung zu einer öffentlichen Versammlung, die am Abend des 10. Juli in der „Eintracht" gehalten werden sollte, mit der Tagesordnung: „Die Klosterfrage in Baden", und der Losung: „Wozu Männerklöster? Wir brauchen und wollen keine!" Als Referent war Arthur Boehtlingk bezeichnet. Unterschrieben war die Einladung vom „Komitee", von dem damals niemand etwas wußte. Boehtlingk, Professor der Geschichte und Litteratur an der Technischen Hochschule in Karlsruhe, hatte dieses Komitee gebildet und aus Männern aller Stände, verschiedenster Parteirichtung, der beiden Konfessionen zusammengesetzt, mit der Aufgabe, das Volk aufzuklären und die Gefahren aufzudecken, die mit der Einführung von Männerklöstern für das Gesamtleben unseres Volkes verbunden sind. Eine ungeheure Menschenmenge, die nach Tausenden zählte und in der alle Schichten der Bevölkerung vertreten waren, füllte dichtgedrängt den großen Saal der „Eintracht" und dessen Nebenräume. Da das Zentrum seine Leute in Form von Gesellen- und Arbeitervereinen aufgeboten hatte und diese nur gekommen waren, um die Versammlung durch Skandal aller Art womöglich zu sprengen und den Redner am Reden zu verhindern, ging es überaus stürmisch her. Aber auch Boehtlingk hatte seine Gegenmaßregeln getroffen: einige Hunderte von Studenten der Technischen Hochschule, die in einer Vorversammlung sich das Wort gegeben hatten, Mann für Mann zu erscheinen, hatten sich in verschiedenen Teilen des Saales verteilt, um jeden Versuch eines lautwerdenden Widerspruchs gegen die Worte des Redners sofort niederzuhalten. Boehtlingk hielt einen in Form und Inhalt rein sachlich gehaltenen, ganz vortrefflichen Vortrag, beleuchtete im geschichtlichen Rückblick die Bedeutung der Klöster in den Zeiten der Vergangenheit, die Situation der Gegenwart und in Baden, und zeigte, wie das Dasein von Klöstern mit allem, was sich daran schließt und schließen muß, in allergrößtem Widerspruch steht mit dem modernen Leben und der modernen Kultur, mit dem modernen Staat und den Aufgaben, die dieser für das Gesamtleben seiner Bürger sich zu stellen hat. Boehtlingk konnte trotz vielfachen und stürmischen Unterbrechungen, die aber jeweils auch stürmische Zustimmung hervorriefen, seinen Vortrag zu Ende bringen. Er gipfelte in einer Resolution, in der die Begründung aller gegen die Zulassung auch nur eines Männerklosters in Baden sich erhebenden Faktoren so schlagend und bündig gegeben war, daß kein schwarzes Blatt, auch nicht die „Kölnische Volkszeitung", bisher gewagt hat, dieselbe im Wortlaut ihren Lesern vorzulegen.

Wir lassen sie hier folgen:

„Daß Klöster keine grundlegende Einrichtung der römisch-katholischen Kirche sind, erhellt schon daraus, daß es während der ersten vier Jahrhunderte der Kirche gar keine Klöster gegeben hat und dieselben noch viele Jahrhunderte später mit der Kirche nur sehr locker verknüpft gewesen sind. Noch im 19. Jahrhundert hat der Erzbischof Affer von Paris, der Märtyrer des Kommune-Aufstandes, ausdrücklich verkündet, daß Klöster und Orden der Kirche nicht unentbehrlich seien. Im Großherzogtum Baden hat es bis auf den heutigen Tag Männerklöster nie gegeben. Sind dadurch die Gläubigen der römisch-katholischen Kirche in ihren kirchlichen Verrichtungen irgend beengt oder beschränkt gewesen? Daß das römisch-katholische Volk in Baden Männerklöster wünscht oder gar herbeisehnt, ist nicht wahr. Die Zulassung von Männerklöstern und Orden wird nur von jenen Fanatikern gefordert, welche kein Mittel unversucht lassen, um ihre Herrschaft zu stärken und den religiösen Frieden in dem konfessionell gemischten Staatswesen zu untergraben. Die Klöster beherbergen nicht, wie es dem Unkundigen erscheinen kann, einzelne Weltflüchtige, sondern gehören ausnahmslos einem der weitverzweigten Orden an, welche einem auswärtigen General unbedingtesten Gehorsam leisten. Das abgelegenste kleinste Kloster ist solcherweise ein Vorposten und festes Lager eines solchen internationalen römischen Ordens. Eine ernst zu nehmende staatliche Kontrolle desselben ist undurchführbar. Jeder noch so gerechtfertigte Eingriff des Staates wird alsbald als ein Eingriff in das Kirchenrecht, als eine Verletzung der „Religion" gebrandmarkt und bekämpft werden. Die Zulassung auch nur eines Ordens wird folgerecht allen Orden Thür und Thor öffnen, indem was der neutrale Staat dem einen gewährt, er dem andern auf die Dauer nicht versagen kann. Wenn der Klosterbruder das Gelübde der Armut ablegen muß, so geschieht es nur, damit sein ganzer Besitz und Erwerb dem Orden anheimfalle. Da die Ordensvorstände ihrerseits nur die Verwalter des Vermögens sind und davon nichts entäußern dürfen, schwillt der Besitz der „toten Hand" naturnotwendig mit der Zeit ins Unermeßliche an. Ein Kloster nimmt alles und giebt nichts heraus. Wer das Klostergelübde ablegt, hat damit sich jeder Art Freiheit, jeder Selbstbestimmung begeben, unwiderruflich seiner Familie, seinem Vaterlande, dem Staate entsagt. Derselbe ist nur noch „ein toter Stab" in der Hand seines Generals. Wie schwer die überwiegend oder rein römisch-katholischen Länder unter dem Drucke eines solchen Klostersystems seufzen, welches ihnen geradewegs das Blut aus dem Herzen und das Mark aus den Knochen saugt, bezeugen die betreffenden Bewegungen zur Zeit wieder in Spanien, Portugal, Frankreich, Belgien und wo immer Orden mehr oder minder ungestört haben wuchern dürfen. So leicht es ist, ein Kloster zuzugestehen, so schwer wird es immer halten, dasselbe, und wenn dessen Zulassung noch so bereut wird, wieder los zu werden. Darum lassen wir sie nicht erst herein! Wozu Klöster? Wir brauchen und wollen keine!"

Der Verlauf der Versammlung und der ungeheuere Beifallssturm, den der Redner sich errungen, hat jedenfalls den Beweis erbracht, daß die Klosterfrage in ihrer großen Bedeutung gewürdigt wird, daß sie die Gemüter aufs tiefste bewegt. Die Karlsruher Versammlung hat ihre energische Opposition gegen Klöster in Baden mit hellster Begeisterung und wahrlich unzweideutig kundgegeben. So begann am Tage des feierlichen Landtagschlusses der Sturm gegen die Klöster in Baden.

Seitdem wird er fortgesetzt in unzähligen von Kundgebungen. In sehr vielen Städten und Städtchen landauf und landab haben Versammlungen mit demselben Thema und dem-

selben Ausgang stattgefunden. Die Sache ist in Baden die brennendste Tagesfrage geworden. Die Heidelberger haben eine Erklärung aufgelegt, welche, durch die Namen fast sämtlicher Professoren und der hervorragendsten Bürger empfohlen, Tausende von Unterschriften aufweist. Es regnet Adressen, die aus den verschiedensten Teilen des Landes an das Staatsministerium gerichtet werden und dorthin ihren Weg finden, um als Zeugnisse mit schwerwiegendem Inhalt auf Beachtung und Würdigung Anspruch zu erheben. Der zweifellos gewichtigste Schritt ist aber eine Immediatadresse der drei Hochschulen des Landes an Großherzog Friedrich, welche die etatmäßigen Professoren eigenhändig unterzeichnet haben, und vom Großherzog bereits entgegengenommen wurde. Sie ist von Professor Dove in Freiburg verfaßt und lautet:

„Durchlauchtigster Großherzog! Gnädigster Fürst und Herr! Die bei der Verhandlung der Zweiten Kammer über die Zulassung von Männerklöstern im Großherzogtum am 3. Juli d. J. vom Herrn Minister der Justiz, des Kultus und Unterrichts im Namen der Regierung abgegebene Erklärung, sowie die Worte, die der Herr Minister am Schluß der Debatte zu näherer Erläuterung der Sachlage hinzufügte, haben dem Lande kund gethan, daß die hohe Staatsregierung der Einführung von Männerorden zwar nicht grundsätzlich entgegen, wohl aber in zweifelnder Erwägung der objektiven Gründe begriffen ist, von denen die Entscheidung einer so bedeutsamen Frage notwendig abhängt. Eurer königlichen Hoheit 50jährige gesegnete Regierung hat die Welt daran gewöhnt, daß in unserem Baden in wichtigen Augenblicken die offene Aussprache der Gedanken auch aus einzelnen Kreisen des Volkes ein gnädig prüfendes Gehör beim Herrscher findet. Dieses glückliche Verhältnis ermutigt die Unterzeichneten, Eurer königlichen Hoheit treu gehorsamste Professoren an den drei Hochschulen des Landes, die schon so viele Beweise besonderen Vertrauens von ihrem erlauchten Schützer empfangen haben, zu nachstehendem unterthänigstem Bekenntnis. Wir würden in der Neugründung von Männerklöstern, zu der die hohe Staatsregierung die ihr seit mehr als vierzig Jahren gesetzlich zustehende Genehmigung bisher beharrlich versagt hat, nach wie vor einen Schritt erkennen, der uns im Hinblick auf die fernere gedeihliche Entwicklung unseres öffentlichen Lebens mit ernster Besorgnis erfüllen müßte. Nach unserer Überzeugung ist das Bedürfnis keineswegs dargethan, irgend ein wirklicher Nutzen äußerst ungewiß, jedenfalls verschwindend gering gegenüber den mannigfachen, nach geschichtlicher Erfahrung nur allzu wahrscheinlichen Nachteilen einer Institution, die unserem Lande dank der Entschließung Karl Friedrichs seit einem Jahrhundert völlig fremd geworden ist. Die Arbeit der Seelsorge liegt in der bewährten Hand eines geistlichen Standes, der mit Hingebung seines Amtes wartet; andere Dienste pflegsamer Natur leisten neben der Kirche gern und reichlich Staat und Gesellschaft. Im langen Laufe mühevoller Jahre hat das weise Regiment Eurer königlichen Hoheit, dem veränderten Zeitgeist weit entgegenkommend, wie zwischen Staat und katholischer Kirche, so zwischen den verschiedenen Konfessionen selbst den Frieden leidlich hergestellt; die schon heute angesichts der als möglich erwarteten Neuerung rings im Lande aufsteigende Erregung beweist, daß die Zulassung von Männerklöstern solchen Frieden nicht etwa befestigen, sondern erschüttern würde. Diese Gründe mögen in unserer Äußerung vielleicht eine subjektive Färbung zeigen, von dem erleuchteten Ermessen Eurer königlichen Hoheit wie von der Einsicht der hohen Staatsregierung erhoffen wir die Erkenntnis und Würdigung ihres objektiven Wertes. Eurer königlichen Hoheit unterthänigste treu gehorsamste Heidelberg, Freiburg i. Br., Karlsruhe, den 30. Juli 1902." Es folgen die Unterschriften.

Die Klosterfrage ist in erster Reihe nicht eine religiöse oder konfessionelle, sondern eine staatsrechtliche Frage von größter Bedeutung. Ein großer Irrtum ist es, zu meinen, als würde durch die Bewilligung von Klöstern dem katholischen Teil der Bevölkerung von Baden ein Gefallen erwiesen werden. Das Gegenteil ist der Fall. Auf einer sehr kurzsichtigen Politik beruht es, wenn unsere Staatsmänner von dem Gedanken sich leiten lassen, daß die Klosterfrage eine Bagatelle sei, über welche man leicht hinwegkommen könne. Insbesondere aber verhängnisvoll ist es, wenn die Regierung sich zu schwach fühlt, den ultramontanen Forderungen gegenüber das Recht und die Pflicht des modernen Staates zu wahren. Die beiden Entschuldigungsgründe — wenn sie so genannt werden dürfen: „es hat ja nichts auf sich" und „wir müssen der bestehenden Notwendigkeit Rechnung tragen" — mögen in der gegenwärtigen Situation ineinandergreifen.

Es darf erwartet und gehofft werden, daß der Klostersturm in Baden nicht vergeblich dahinbraust. Angesichts des gewaltigen Widerstandes, der sich gegen die Zulassung von Männerklöstern so allseitig und so einmütig erhebt, wird die Regierung die Sache fallen lassen müssen und sich nicht selber die Hände binden. Sie wird sich auf sich selbst besinnen und so den festgegründeten badischen Traditionen treu bleiben.

Wir dürfen unseren Bericht über die Klosterfrage in Baden schließen mit folgender Nachricht: Samstag, den 30. August, versandte der Dekan der Diöcese Mannheim-Heidelberg, Dr. Gönig, im Einvernehmen mit mehreren anderen Dekanen eine Aufforderung, an sämtliche Kirchengemeindevertretungen der evangelisch-protestantischen Landeskirche eine Adresse an Seine Königliche Hoheit den Großherzog zu richten und diese von allen Mitgliedern des Kirchengemeinderats und der Kirchengemeindeversammlung unterschreiben zu lassen. Diese Aufforderung lautet:

„Um der Klostergefahr auch von evangelischer Seite zu begegnen, halten wir für geboten, daß alle evangelischen Kirchengemeindevertretungen des badischen Landes sich in einer Adresse an den evangelischen Landesbischof wenden. Wir bitten daher alle Mitglieder des Kirchengemeinderats und der Kirchengemeindeversammlung Ihres Kirchspiels unter beifolgende Adresse ihre Namen zu setzen und die Schrift unter gütiger Vermittelung ihres Dekanats längstens bis zum 9. September an das evangelische Dekanat Mannheim-Heidelberg in Heidelberg einzusenden."

Es kann gar keinem Zweifel unterliegen, daß diese Adresse von sämtlichen Kirchengemeindevertretungen der badischen Landeskirche unterschrieben werden wird. Diese Kundgebung wird als die gewaltigste und mächtigste an maßgebender höchster Stelle ihres Eindrucks nicht verfehlen.

Auf Los von Rom-Spuren durch Nordösterreich.

5. Durchs Polzengebiet.

Am 8. September d. J. feiert wieder eine wichtige evangelische Gemeinde Nordösterreichs, die zudem zu einem Teil der Leser des „Protestantenbl." in besonderer Beziehung steht, die in Haida, die Feier der Einweihung ihrer neuen Kirche. Ein bisheriges Filial dieser Gemeinde, Gabel, ist der früheren Muttergemeinde darin schon am 20. Juli d. J. zuvorgekommen. Um so angemessener mag es sein, mit der Fortsetzung unseres Reiseberichts über Nordösterreich im Herbst 1901, in möglichst gedrängter Kürze, dem Leser eben jetzt einen Einblick in das Gebiet dieser Gemeinde zu gewähren.

Von dem Abstecher nach Teplitz (vergl. Nr. 7) ging es nunmehr ins rechtselbische Böhmen zunächst ins Gebiet des Polzen. Der bequemste Weg dahin führt wieder über Außig die Elbe hinab — mit beschleunigtem Personenzug in 35 Minuten — nach Bodenbach, dem Endpunkt der österreichischen und Anfangspunkt der sächsischen Eisenbahnen. Hier ist so wegen der zahlreichen sächsischen Bahnbeamten mit Hilfe der sächsischen Regierung schon länger eine evangelische Kirche erbaut worden, nominell als Filial von Außig. Von dem am linken Ufer gelegenen Bodenbach gehen wir zu Fuß, um die reizvolle Landschaft besser bewundern zu können, über die Elbbrücke nach dem größeren vis-à-vis Tetschen (8000 Einwohner). Das Stadtbild wird beherrscht von dem imposanten Schloß des Grafen von Thun — dem Publikum ein bekannter Name —, einem mächtigen langgestreckten Bau mit unzähligen Fenstern, in denen die Sonne sich bricht, mit prächtigen Anlagen um dasselbe her. Sonst nur noch der Ring von einiger Bedeutung. Über diesen führt der Weg zum Bahnhof, 10 Minuten östlich von der Stadt. Von da (um eineinhalb Uhr) über Bensen nach Böhmisch-Leipa, einer am Fuße des Spitzbergs gelegenen lebhaften Industriestadt von 13 000 Einwohnern, der außer den Fabriken doch auch eine Anzahl kirchlicher Gebäude ein stattliches Ansehen verleihen. Die Evangelischen bilden ein Filial von Haida, als gottesdienstliches Lokal dient ein Betsaal der Realschule. Zu weiterem Aufenthalt fühlen wir uns hier doch nicht veranlaßt, sondern steigen, da der direkte Zug nach Haida erst drei Stunden später geht, nach der Ankunft um zweieinhalb Uhr alsbald auf der Gegenseite in den Zug nach

Reichenberg, um bis Gabel zu fahren: in der Hauptsache immer aufwärts im Thal des Polzen, das, wie in dem zwischen den Ausläufern des böhmischen Mittelgebirges und der böhmischen Schweiz eingezwängten Unterlauf, so jetzt in seinem Oberlauf, der die hochgelegene Ebene zwischen Jeschken und Mittelgebirge durchströmt, landschaftliche Abwechslung nirgends vermissen läßt. Dafür sorgt neben dem Schwoiker Gebirge im Norden namentlich das waldige Kummergebirge im Süden, das die großen Seen bei Hirschberg in sich schließt. Hinter diesen bildet den landschaftlichen Hintergrund der an der Grenze des deutschen Sprachgebiets gelegene 565 m hohe Pösig, der mit seiner sagenumrauschten mittelalterlichen Bergruine gar trotzig hinter den dunklen Tannenwäldern aufragt. Die Gegend ist voll von bedeutsamen geschichtlichen Erinnerungen. Gleich das nächste Städtchen hinter Leipa, Reichsstadt, ruft uns den Sohn des großen Corsen ins Gedächtnis zurück, der in jenem Schloß dort seine Jugendzeit verbrachte und daher den Titel „Herzog von Reichsstadt“ führte. Dann die gewerbreiche Stadt Niemes (6000 Einwohner mit evangelischer Betsaalgemeinde) bringt uns mit ihrem wohl auch sonst häufigen Standbild Josefs II., das neben dem Graf Hartigschen Schloß die Hauptsehenswürdigkeit bildet, zum Bewußtsein, daß der edle Sohn der Maria Theresia in diesen Gegenden nicht bloß als Toleranzkaiser und Förderer des Deutschtums (Niemes-Deutsch), sondern im Verein mit seiner großen Mutter namentlich auch durch seine großartige Fürsorge für die Industrie, die den Verlust Schlesiens verschmerzen helfen sollte, ein besonderes gesegnetes Andenken geschaffen hat. Folgt Station Gabel, wo unsere Bahnfahrt ihr vorläufiges Ende (nach vier Uhr) findet. Ein freundliches Landstädtchen von etwas über 2000 Einwohnern, das für uns von Interesse ist durch die kleine evangelische Neugemeinde, die, früher mit Niemes Filial von Haida, trotz ihrer bescheidenen Anzahl von wenig mehr als 40 Mitgliedern kurz vor unserem Besuch doch die Grundsteinlegung eines eigenen kleinen Gotteshauses, einer „Kreuzkirche“, hatte erleben dürfen. Den Anlaß dazu bot, daß das bisherige gottesdienstliche Lokal, ein Betsaal in der „Neufalkenburg“, dem hiesigen Schlosse, das bis vor kurzem den Freiherren von Palm (in Dresden) gehörte, von dem neuen Besitzer Baron von Liebig gekündigt worden und ein anderes geeignetes Lokal nicht zu beschaffen war. Inzwischen ist die genannte Kirche am 20. Juli d. J. bereits eingeweiht worden und hat die kleine, durch Übertritte in der Umgebung, namentlich Johnsdorf, vermehrte Gemeinde in einem geborenen Reichenberger auch ihren eigenen Seelsorger erhalten. Für uns fiel der Aufenthalt hier kurz genug aus, da wir noch nach Haida — und nun zu Fuß über Zwickau, strebten. Der Weg dahin, kleine zwei Stunden, führt immer auf den spitzigen Kleißberg zu, teilweise durch den Wald über Kunnersdorf, das wir mit Einbruch der Nacht erreichten. Von da an noch eine gute halbe Stunde in der Dunkelheit, hie und da durch fernes Blitzen erhellt, bis endlich der Ort vor uns auftaucht: mit ihren 6000 Seelen eine Stadt von bedeutender Fabrikthätigkeit, kirchlich wieder protestantischerseits Filial von Haida mit Betsaal im „Löwen“. Zu langer Besichtigung reichte es abermals nicht, da der Zug, erst auf der Zweigbahn bis Röhrsdorf, von da auf der Hauptstrecke Ebersbach-Prag, 7 Uhr 38 Min. nach Haida abfährt, wo wir so, und zwar rackersmüde, gegen 8½ Uhr anlangen. Haida zählt trotz seiner bescheidenen Seelenzahl von kaum 3000 Einwohnern zu den renommiertesten Plätzen von ganz Deutschböhmen. Dies verdankt die Stadt lediglich ihrer Glasindustrie, die im Laufe von wenig mehr als einem Jahrhundert das ehemals Kinskysche Dorf in den sauberen, einladenden Mittelpunkt der ganzen glasproduzierenden Umgebung verwandelt hat. Für die internationale Bedeutung des Orts zeugen schon die mancherlei Zungen, die man in den Gasthöfen, neben Englisch und Französisch auch Italienisch und zwar von Gebildeten, hören kann. Ein Monument des ernsten Eifers, gegenüber der Konkurrenz auf der Höhe zu bleiben, ist die Fachschule für Glasarbeiter, die zwischen dem Bahnhof und der eine Viertelstunde davon auf der Höhe gelegenen Stadt sich stattlich präsentiert. Eine treffliche geschichtliche Übersicht über das in drei Generationen Geleistete bietet auch das „Museum“, das in ein paar Sälen im obersten Stock der Bürgermeisterei untergebracht uns am Sonntag nach dem Gottesdienst von ebenso liebenswürdiger als sachkundiger Seite erläutert wurde. So lange, und zwar von Freitagabend an, hier zu bleiben, war ich durch den Wunsch veranlaßt, der mir aus dem Kreise der Evangelischen hier entgegengebracht wurde, an Stelle des im Urlaub abwesenden Kollegen Hegemann für die Predigt des folgenden Sonntags in die Lücke zu treten. Ich habe es, trotz mancher Änderung, die sich daraus für mein Reiseprogramm ergab, nicht bereut. Lernte ich doch da eine aus den mannigfachsten Elementen, zumal ein paar reichsdeutschen Fabrikanten, zusammengesetzte Gesellschaft kennen, wie sie mir, gebildeter und umgänglicher, kaum irgendwo auf meiner Reise begegnet ist. Auch ein gegnerisches Renkontre, doch in ebenso anständiger als interessanter Form, brachte mir gleich der erste Abend, indem er mich in eine Unterhaltung mit einem czechischen Fabrikanten aus Pilsen verwickelte, und zwar eben über die schwebende nationale Streitfrage zwischen Deutschen und Czechen in Böhmen, welche denn hier in gründlichster Weise, geschichtlich, geographisch, wirtschaftlich wie im engeren Sinn politisch und national, durchgesprochen wurde, zum großen Vergnügen von mancherlei Zuhörern. Den Samstagnachmittag benutzte ich zu einem Ausflug in das Schwoiker Gebirge, die landschaftlich reizvollste Partie der Umgebung, mit dem vielfach von Sommerfrischlern aufgesuchten Hauptort Bürgstein, landschaftlich ausgezeichnet durch die malerischen Felsbildungen mit ihrem Juwel, dem mittelalterlichen Einsiedlerstein, mehr noch aber geschichtlich durch ein umfangreiches Schloß der altböhmischen, von Wallenstein her bekannten Grafenfamilie von Kinsky, die zehn Minuten vor dem Ort auch eine Monumentalkirche zum Andenken an einen ihrer berühmtesten Sprossen sich geschaffen hat. Ich machte diesen Ausflug allein zur besseren Vorbereitung auf die folgende Sonntagspredigt, zu der einen Beitrag auch die stimmungsvolle Inschrift eines Kruzifixes am Wege lieferte („Segne, Herr, mit deiner Gnade, die auf ihrem Pilgerpfade hier am Kreuz vorüberwallen: laß ihr Thun dir wohlgefallen“).

Am Sonntagmorgen um 10 Uhr sodann besagte Predigt, für welche ich Gal. 5, 13 f. gewählt hatte, im bisherigen gottesdienstlichen Lokal der Gemeinde, im dritten Stock der Bürgermeisterei. So ansprechend dieser Saal sonst ist, so mag doch das mühsame Steigen in der That manche, zumal ältere Personen, vom Gottesdienste oft genug fernhalten. Daher die ca. 70 Zuhörer, darunter eine Anzahl Katholiken, nicht gerade einen Schluß auf schlechten Gottesdienstbesuch zuließen. Aber um so mehr ist der, einschließlich der eingepfarrten Ortschaften, circa 400 Seelen starken Gemeinde ihr nunmehr erbautes eigenes Gotteshaus von Herzen zu gönnen, nur daß die Lage desselben, am Ende der Stadt dem Walde zu, keine hervorragend günstige genannt werden muß. Da beherrscht die katholische Kirche, ein Rundbau aus dem vorigen Jahrhundert mit durchaus edlen Formen und keinerlei Überladung, das Zentrum des Orts in ganz anderer Weise. Wir trösten uns damit, daß an der Kirche selbst, einem edlen Sandsteinbau im Übergangsstil zur Gotik, um so weniger auszusetzen ist. Möchte nur der Kostenpunkt, circa 110000 Kronen, der wackeren Gemeinde nicht allzuschwer fallen. Wohl besitzt Haida in der Reichshauptstadt Berlin einen imponierenderen Paten als leicht eine zweite Los von Rom-Gemeinde in Österreich. Aber die Wahrheit ist, daß, als ich voriges Jahr auf diesen Paten tröstend hinzuweisen mir erlaubte, eine so geringe Summe als Ergebnis dieser Patenschaft genannt wurde, daß ich Anstand nehme, sie hier wiederzugeben. Wie aus Nummer 3 der „Wartburg“ zu ersehen ist, haben indessen doch die Gelder für Haida eine so namhafte Vermehrung erfahren, daß zu einem besonderen Vorwurf in diesem Augenblick kein Recht mehr vorliegt. Möge denn der 8. September sich zu einem besonderen Ehren- und Freudentage für die Gemeinde der anmutigen Glasstadt gestalten. J. G.

Zur Pflege des persönlichen Lebens.*)

Es sind fast vierzig Jahre verflossen, seit der allgemeine Deutsche Protestantenverein von Frankfurt a. M. aus seine Wanderungen durch Deutschland antrat, um dem deutschen Volk die höchsten Ideale: die Versöhnung der evangelischen Kirche mit der Kultur und die Aufrichtung einer freiheitlichen Volkskirche zu predigen. Wer die ersten Anfänge dieser kirchlichen Bewegung mit erlebt hat, wird in der gegenwärtigen kirchlichen Lage viele Zeichen finden, die ihn an jene erste Jugendzeit gemahnen. Die meisten jener Helden des Geistes, die für jene Arbeit ihre beste Kraft einsetzten: ein J. C. Bluntschli, ein R. Rothe, ein K. Zittel, ein H. Krause, ein C. Schwarz sind freilich längst dahingegangen, ohne die Erfüllung ihrer Hoffnungen geschaut zu haben, nur wenige noch von den Begründern des Vereins arbeiten im Dienste der protestantischen Kirche im Geiste ihrer Stifter, wir nennen nur: den greisen H. Holtzmann, den Meister neutestamentlicher Schriftforschung, der kürzlich unter allgemeiner Teilnahme seinen 70. Geburtstag feierte, den ewig jugendlichen Stadtpfarrer von Heidelberg, W. Hönig, der kürzlich zum Dekan der Heidelberger Synode gewählt wurde, den Professor der Kirchengeschichte Hausrath, den geistvollsten Geschichtschreiber der modernen Zeit.

Wer aber seine ganze Kraft dem dankenswerten Werke der kirchlichen Reform geopfert hat, wird beschämt gestehen müssen, daß die wirklichen Erfolge nicht im Verhältnis zu stehen scheinen zu den aufgewandten Mitteln, zu den großartigen Erregungen und Sorgen, welche die kirchlichen Zustände mit sich geführt haben. Ein Trost für ihn wird aber das sein, daß die Ideen des Vereins, seine Tendenzen auf Herbeiführung einer vernünftigen Religiosität auch außer den Reihen der engeren Vereinsgenossen Anklang gefunden haben und stets neue Propheten erstehen, welche das alte Evangelium von Christo, dem Menschensohne, in neuer Zeit vor einem anders gearteten Geschlecht verkündigen. Wenn die Theologen vielfach die Autorität im Volke verloren haben, weil man ihnen nachsagt, daß sie nur das verkündigen, was ihnen von Amts wegen vorgeschrieben ist, so finden die Laien um so größeren Anklang, welche ohne die theologische Schulsprache im verständlichen Deutsch der Gemeinde verkündigen, was sie im Nachdenken und langer Arbeit gefunden haben.

Zu diesen Verkündigern des alten Evangeliums im neuen Gewande gehört auch der Verfasser der vorliegenden Aufsätze, der Dr. J. Müller, welcher an vielen Orten im Deutschen Reich, namentlich auch in der Metropole Deutschlands, Berlin, durch seine Vorträge über kirchlich-religiöse Themen vollen Anklang und treue Hörer gefunden hat. Nachdem er jahrelang nur durch das gesprochene Wort gewirkt hat, hat sich das Bedürfnis herausgestellt, die Gedanken auch schriftlich mitzuteilen, und nachdem der Verfasser sie nur vertraulich mitgeteilt hatte, hat er sie nunmehr der öffentlichen Prüfung in der Presse und der kirchlich interessierten Gemeinde übergeben. Als Mitarbeiter wird nur Dr. Lotzky genannt, der die kleinere Hälfte der Artikel geliefert hat und zwar in den Zielen und Wegen, doch nicht in den Anschauungen mit dem Herausgeber übereinstimmt.

Die Aufsätze gehen wesentlich hinaus auf die Herausarbeitung der Einzelpersönlichkeit des Individuums im Anschluß an das christliche Menschheitsideal, welches Jesus von Nazareth aufgestellt hat. Sie umfassen das ganze weite Gebiet der modernen Bildung und suchen die persönliche Gottesidee im christlichen Sinne ohne dogmatisch-kirchliche Einkleidung für das moderne Geschlecht zu retten. Ohne im einzelnen zuzustimmen, wird jeder religiös interessierte Christ die Ausführungen mit innerer Bewegung und reicher Förderung des inwendigen Menschen lesen. Eine Kenntnis der Bewegungen in der modernen Theologie und Kirchengeschichte wird man nicht vergebens suchen, indessen einen Anschluß an das kirchlich-protestantische Gemeindeleben vermissen.

Wir greifen einzelne Artikel heraus, da eine Kritik alles einzelnen uns zu weit führen würde. Als Bestimmung des Menschen gilt dem Verfasser persönlich zu leben; eine Individualität darzustellen, dazu bedürfe es ebensowenig des Wissens als der gelehrten Bildung. Unsere ganze Erziehung verhilft nur zur technischen Berufsbildung und einem salonfähigen, litterarischen Schliff, aber zu keiner Menschenbildung. Erfaßt sich ein Mensch in seinem eignen einzigartigen Bestande, so wird er aufs tiefste von der Herrlichkeit der wundervollen Himmelsgabe ergriffen. Das Selbstgefühl wird zum demütigenden und erhebenden, tiefernsten Bewußtsein, daß er ein Kleinod in sich berge, das ihm um alle Herrlichkeit der Welt nicht feil ist, wofür er sein ganzes Dasein in die Schranken zu schlagen hat. Der Selbsterhaltungstrieb erhebt sich zur energievollen Gewißheit seiner Bestimmung, diesen kostbaren Kern seines Wesens zu harmonischer Vollendung zu führen.

Diese Vollendung kann der Mensch aber nur innerhalb der großen Menschheit, des Makrokosmos erreichen: er fühlt aber in sich einen tiefen Zwiespalt zwischen der Natur und allem, was Mensch heißt. Die Natur ohne den Menschen ist vollkommen: die Menschheit überall in qualvoller Unvollkommenheit. Die Welt ist ein Kosmos, die Menschheit ein Chaos.

In der Geschichte sehen wir nur einen großen Kampf des Menschen mit dem Chaos der Menschheit: alle Religionen arbeiten an der Überwindung des Chaos im einzelnen, die Denker aller Zeiten suchen nach diesem Stein der Weisen, der menschlichen Vollkommenheit. Wird jede Persönlichkeit in sich eigenartig ausgebildet, wird auch die Gemeinschaft zur Schöpfung eines herrlichen Menschheitskosmos kommen.

Jesus Christus brachte diese Vollkommenheit der Menschheit nicht in Theorien, sondern in seinem eignen Leben. Von den Träumen eines überzeitlichen goldenen Zeitalters mit schlaraffenartiger Seligkeit einerseits und dem zauberischen Glanze des Weltreichs andererseits wandte er den Sinn in die trostlose Wirklichkeit und das allgemeine Verderben des persönlichen Lebens und kündigte eine Neuverfassung der Menschheit an, die kommende Königsherrschaft Gottes, die hier ihren Sitz haben soll.

Jesus Christus war kein Philosoph, sondern eine unmittelbare ursprüngliche Natur, deren Äußerungen als Lichtströme unerhörten Lebens herausfluteten. Er empfand in einzigartiger Tiefe und Ursprünglichkeit die Wirklichkeit des Menschen, sowohl nach seiner gegenwärtigen Verwüstung, als nach seiner verborgenen Bestimmung. Die Wahrheit des Menschen ist die originale in Gott gegründete Persönlichkeit in harmonischer Entwicklung. Diese Wahrheit offenbarte Christus durch die That: er ist der Schöpfer persönlichen Lebens. Man mag über ihn denken, wie man will: er ist in der Geschichte der Uranbruch persönlichen Lebens. Zu diesem Heiligtum kehren wir zurück, wenn wir in der ganzen Weltgeschichte vergeblich nach Persönlichkeiten suchen, die für sich und andere das Rätsel der Menschheit durch Erfüllung ihrer Bestimmung lösten.

Man wird in diesen Ausführungen wenig anderes finden, als was schon Geschichtschreiber des Lebens Jesu, wie der verewigte Th. Keime und nach ihm andere Schüler Schleiermachers, wie der verewigte Ad. Sydow, in seinem berühmten Vortrage über die wunderbare Geburt Jesu ausgesprochen. Das soll den Ruhm des genannten Verfassers nicht schmälern, sondern nur die Freude aussprechen, wie die alten Gedanken stets in neuer Fassung wiederkehren. O. Friese.

*) Blätter zur Pflege des persönlichen Lebens. Herausgegeben von Dr. Johannes Müller. Dritte Auflage. Erste öffentliche Ausgabe. 8.—12. Tausend. Erster Band. Verlag der grünen Blätter in Leipzig. 280 Seiten.

Kirchliche Nachrichten.

Allgemeines.

Von den Universitäten. Professor Usener in Bonn, dessen Arbeiten von größter Bedeutung für die Religionsgeschichte sind, hat seiner Lehrthätigkeit wegen Alter und Kränklichkeit entsagt. — Am 1. November wird die Universität Halle durch einen Festakt das 400jährige

Jubiläum der Universität Halle-Wittenberg begehen. Gleichzeitig wird das neue Auditoriengebäude eingeweiht werden.

Schule. Der bayerische Lehrerverein will sich nach seiner Beschlußfassung auf der Abgeordneten-Versammlung in Kaiserslautern an den deutschen Lehrerverein anschließen.

Über die Entstehung der Kirchenbücher verbreitet sich ein Aufsatz des Stolbergischen Archivars Dr. Jacobs im „Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine" (fünfzigster Jahrgang 1902, S. 44 ff.). Jacobs verfolgt die Kirchenbücher bis in die vorchristliche Zeit zurück. Die altrömischen zu Zwecken der Besteuerung und Aushebung geführten Register der Eheschließungen und Geburten sind für die in den ältesten Christengemeinden angelegten Verzeichnisse der Getauften, dann besonders auch der Blutzeugen, bis zu einem gewissen Grade vorbildlich gewesen. Mit der Völkerwanderung ist dann aber dieser Brauch verloren gegangen; das Mittelalter kennt nur die sogenannten Totenbücher (Nekrologien oder Obituarien), die aber nicht die verstorbenen Gemeindeglieder, sondern die Namen von geistlichen und solchen weltlichen Personen verzeichnen, die einer Kirche oder einem Kloster Zuwendungen gemacht, besonders Seelenmessen gestiftet hatten. Erst mit der Renaissance beginnt, wenigstens in den romanischen Ländern, eine eigentliche kirchliche Registerführung, die in der Provence seit Anfang des 14. Jahrhunderts, etwas später in Mittelfrankreich, dann auch in Nordfrankreich nachweisbar ist. Auch in Italien reichen Kirchenbücher bis ins 14. Jahrhundert zurück. Seit Anfang des fünfzehnten werden solche auch in einigen Fällen bereits von den geistlichen Behörden zur Pflicht gemacht. Bei den germanischen Völkern stammen dagegen die Kirchenbücher erst aus der Reformationszeit. Unmittelbar nach dem Bruch mit Rom im Jahre 1538 befahl König Heinrich VIII. von England eine solche Registerführung; wie pünktlich dieser Befehl befolgt wurde, zeigt der Umstand, daß noch gegenwärtig über 800 englische Kirchenbücher vorliegen, die bis 1538 zurückreichen. In Deutschland vollzog sich die Entwicklung allmählicher, da ein derartiges Eingreifen einer solchen gewichtigen Stelle ausgeschlossen war. Durchweg aber gehen die evangelisierten Gebiete voran, in denen seit den dreißiger Jahren des 16. Jahrhunderts die Kirchenbücher aufkommen; im ganzen mögen aus dem Reformationszeitalter 200 bis 300 deutsche Kirchenbücher noch vorliegen. Für die katholisch gebliebenen Landschaften wurde erst die Verfügung des Tridentiner Konzils über Anlegung von Kirchenbüchern maßgebend; doch hat es noch etwa fünfzig Jahre gedauert, bis in den sämtlichen Bistümern mit den übrigen Konzilsdekreten auch diese Anordnung angenommen und befolgt wurde.

Protestantisches.

(**Preußen.**) Die „Kreuzzeitung" als Eideshelferin des Ultramontanismus, das ist kein ungewohntes Bild, denn die konfessionelle Richtung, die sie vertritt, unterscheidet sich nur durch Äußerlichkeiten vom römischen Katholizismus und hat mit Geist und Wesen der Reformation nichts gemein. So war es nicht verwunderlich, wenn sie dem bayrischen Zentrum im Streit gegen die Würzburger Professoren sekundierte, so konnte es nicht überraschen, wenn sie bei der Wahl in Forchheim-Kulmbach dem Zentrum ein Wahlbündnis vorschlug. All ihr Liebeswerben aber begegnet kühlster Aufnahme, ihre Gesinnungsgenossen im Süden haben ihr bittere Wahrheiten gesagt, aber in ihrer Gesinnungslosigkeit umschwänzelt sie immer noch die bewunderte Schwesterkirche: sie ereifert sich in ihrer neuesten Wochenschau gegen Liberale und Sozialdemokraten, die den „Fall Löhning" und den bekannten Telegrammwechsel ausbeuten — und schweigt von den Hetzartikeln der ultramontanen Presse in denselben Fragen — sie läßt sich aus Baden berichten, wie der Gegensatz gegen die Einführung der Männerklöster „Mache" sei — alles Zeugnisse der „Ehrlichkeit" dieses gläubigen Organs, von der die „Tägl. Rdsch." mit Recht bemerkt, daß sie das Blatt völlig reif mache zum Übertritt ins Zentrumslager. Den Höhepunkt aber bildet eine Besprechung des ersten Bandes von Hoensbroechs Buch über das Papsttum. Am 25. November 1900, so erinnert die „Tägl. Rdsch.", wurden die sorgfältigen Untersuchungen des Verfassers hervorgehoben, seine Arbeit als litterarisches Verdienst bezeichnet, er wird ein erfolgreicher Widerleger Jansens genannt und wegen der „sorgfältigen Zusammenstellung" des weitschichtigen Materials belobt! Und am 23. August 1902 — — — — läßt das Blatt ihn selbst zu einem Jansen werden und nun „fabriziert er aus verdächtigem Material ein grobes Zerrbild der Wirklichkeit", nun wird sein Buch wegwerfend getadelt! Graf Hoensbroech hat vor einiger Zeit einen heftigen Streit mit der „Kreuzzeitung" gehabt, dessen wir auch erwähnten — und der Wind soll auch ja jetzt anders wehen! daher!

(**Berlin.**) Die Kapernaumskirche im Norden unserer Stadt ist in Gegenwart des Kaiserpaares und des Kronprinzen am 25. August eingeweiht worden; die Weihrede hielt Generalsuperintendent D. Faber, die erste Predigt Pfarrer Diestelkamp von der Nazarethgemeinde, von der die Gemeinde der neuen Kirche abgezweigt wird. — Die Wahl des Pfarrers der Simeonsgemeinde haben die Gemeindekörperschaften zu vollziehen. Sie hat bis zum 1. März stattzufinden. Meldungen gehen an das Konsistorium der Provinz Brandenburg. Die Gemeindekörperschaften bestehen aus Mitgliedern der extrem-positiven, der liberalen und der sog. Friedenspartei.

(**Provinz Hessen.**) Der Fall Horst*) erregt die orthodoxe und Gemeinschafts-Presse. Pfarrer Horst in Mansbach in der Rhön ist durch das Kasseler Konsistorium zur Strafversetzung verurteilt worden. Horst gehört den Gemeinschaftskreisen an und ist der Schwiegersohn des aus dieser Bewegung bekannten Pastoren Jellinghaus. Seit Oktober 1889 wirkt er in seiner Gemeinde, die ungefähr 900 Seelen zählt. Er drang auf Buße und Bekehrung in seinen Predigten, bekämpfte die Sonntagsentheiligung, den Wirtshausbesuch und das Tanzen. Er redet die Leute auf der Straße an, ob sie „bekehrt" sind, verbietet den Schülern ihn zu grüßen, weist den Bürgermeister vom Abendmahl zurück, weil er als Wirt am dritten Feiertag Tanzmusik halten wollte. Er sammelt um sich einen Teil der Gemeinde, die seine Gebets- und Bibelstunden besuchen, er giebt sich ganz dieser Gemeinschaft der „Bekehrten" hin, er versäumt einem Sterbenden das Abendmahl zu geben, weil er zu einer „Gemeinschaft" auf das Nachbardorf muß, er verzeichnet in der Pfarrchronik, wie viele sich nach seinen Gemeinschaftsstunden „Jesus übergeben haben", er predigt ohne Vorbereitung, nach Äußerung der Leute, die schließlich aus dem Gottesdienst wegblieben, immer dasselbe, er lehrt bei der Taufe, daß sie dem Kinde nichts nütze, wenn nicht auch die Eltern „bekehrt" würden, „bekehrt" waren nur die, die seine „Stunden" besuchten, er ängstet Kranke und Sterbende mit seiner Bußpredigt, so daß ihm der Arzt den Zutritt zu Schwerkranken verweigert. Bei einem Unglücksfall, bei dem ärztliche Hilfe nach menschlichem Ermessen unbedingt notwendig war, erklärte er: ein Arzt sei nicht notwendig gewesen: der Heiland heile auch heute noch Wunden aufs Gebet hin. Er ist nur Pfarrer für die Bekehrten, er erklärte, als man ihm sagte, er sei doch für alle da — die anderen hörten doch nicht auf ihn. Die Gemeinde beschwert sich über ihn, weigert sich, ihre Kinder bei ihm taufen zu lassen, die große Mehrheit besucht seine Gottesdienste nicht mehr. Der neue Patron, der das Gut übernimmt, sieht das alles und geht mit schönen oder unschönen Mitteln gegen ihn vor, weil das Konsistorium den Pfarrer immer noch halten will, stellt Wagen zum Gottesdienst in Nachbarkirchen, notiert die Kirchenbesucher und entzieht Wohlthaten und Arbeiten den Anhängern des Pfarrers, dem er den Zutritt zu seinen Arbeitshäusern verbietet. Da bietet das Konsistorium H. — dieses Treiben geht seit 1893! — eine andere Stelle an. H. will sie erst annehmen, zieht aber seine Zusage dann zurück. Eine Versetzung war nur auf dem Wege des Disziplinarverfahrens möglich, und so kam es denn zu der oben erwähnten Entscheidung. Die Gemeinschaftspresse ruft: Gewalt! und sieht das Evangelium vergewaltigt durch das Kirchenregiment. Man hat Berufung eingelegt beim Kultusminister, auch eine Petition an denselben ist abgegangen, die zugleich eine Verläumdung des Superintendenten enthält, wie dieser erklärt hat. Horst selbst hat in einem Schreiben erklärt, jener Vorwurf, betreffend die Heilung durch Jesus, könne ihn nicht treffen: „Die Bibel redet doch in dieser Beziehung eine deutliche Sprache, z. B.: 2. Mose 15, 26: Ich bin der Herr dein Arzt (genauer: der dich heilt). Jak. 5, 14—15: Das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten. Matth. 8, 16. Mark. 16, 17—18: Auf die Kranken werden sie die Hände legen, und sie werden gesund werden. Psalm 103, 3. Psalm 91, 15. Jer. 33, 6. Wenn die Herren im Kirchenregiment diesen Glauben an den Gott der Bibel, der aufs Gebet hin Kranke gesund macht, für überspannt halten, so ist das ihre Sache. Sie haben aber kein Recht, einen Pfarrer zu verurteilen, weil er glaubt und lehrt, was die Bibel klar bezeugt." — Horst ist ein entschieden „gläubiger" Pastor, der mit seiner Gläubigkeit ernst macht, man kann in ihm das Ideal eines konsequenten Orthodoxen sehen: Er hält an jedem Buchstaben der Bibel fest, er liest nur die Bibel, er predigt gegen alles Weltliche als Teufelswerk, er sammelt den „Rest", das Häuflein der bekehrten Gläubigen, um sich und macht die Pforte zum Himmel sehr eng — er zeigt ihnen die, die „draußen", auf dem Wege zur Hölle, dem Teufel verfallen, er treibt in Bibel- und Betstunden Erbauung, er läßt sich von keinem Superintendenten und keinem Kirchenregiment, keinem Patron und nicht von den Ungläubigen in seiner Gemeinde stören. Wo wirklich orthodoxes Christentum wäre — er müßte Recht bekommen. Aber die von den modernen Anschauungen angefressene Orthodoxie des Konsistoriums in Kassel und Stöckers in Berlin, die mit der Vernunft buhlt, hat kein Verständnis für solche Konsequenz. Wir verstehen ihn und freuen uns seiner Energie, mit der er seinen Standpunkt vertritt auf der Bibel gegen die Bibel-Halbgläubigen. Die orthodoxe Presse steht mit halbem und dreiviertel Herzen doch auf seiner Seite, — — dieses Pastors, der kaltblütig einen Teil seiner Gemeinde vernachlässigt hat und dem Teufel zusprach, der Vernunft und Wissenschaft verhöhnt, mit seiner Gebetsgläubigkeit, der die Theologie und theologische Arbeit verspottet durch seinen Buchstabendienst der Bibel, der auf seinen Glauben pocht und der Liebe vergißt. Sie hat tausend Entschuldigungen für ihn, sie widmet ihm Spalten von Erwägungen, sie appelliert an den Kultusminister und seine Weisheit — dieselbe Presse, die Weingart der vor vollen Kirchen predigte, den seine Gemeinde liebte, weit über die Grenzen seiner Gesinnungsgenossen, für die die Gemeinden Osnabrücks mit einer Petition von Tausenden von Unterschriften eintraten, verurteilte, verhöhnte und gegen ihn hetzte — weil er seine Überzeugung zu sagen wagte — und diese Überzeugung mit ihren theologischen Anschauungen nicht übereinstimmte und zwar auf Grund elender Denunciationen. Und das nennt sich christlich!

(**Greifswald.**) An der hiesigen Marienkirche werden zum 1. Oktober die erste und zweite Pfarrstelle vakant. Gehalt der ersten 5700 Mk., wovon allerdings acht Jahre lang ein Viertel an den Emeritenfonds abzugeben ist, so daß etwa 4100 Mk. bleiben. Gehalt des Diakonats: 2400 Mk., bei 10 Dienstjahren 3000, bei 15: 3600, bei 20: 4200, bei 25: 4800 Mk. Bei beiden Stellen Dienstwohnung in eigenem großen Pfarrhause mit etwas Garten. Patron: Magistrat von Greifswald.

(**Sachsen-Weimar.**) Die Pflegerinnenanstalt Sophienhaus in Weimar, die im Geiste evangelischer Freiheit sowohl gegründet ist als auch von Pfarrer Ernst geleitet wird, hatte nach dem soeben erschienenen sechsundzwanzigsten Jahresbericht Anfang 1901 einen Bestand von 139 Schwestern; 10 sind im Laufe des Jahres dazugekommen und 6 ausgetreten, so daß es am Jahresschluß 143 waren. Außerdem sind fünf Hilfsschwestern angegliedert. Das Arbeitsgebiet des Sophienhauses umfaßt 57 auswärtige Stationen, davon entfallen 14 auf Krankenhäuser u. dgl.

*) Wir folgen einer Darstellung des Falles Horst in der „Allg. ev.-luth. Kchztg." vom 22. Aug. d. J., deren wesentliche Punkte wir zusammenstellen.

und 43 auf Gemeindepflege mit 54 bezw. 65 Schwestern und 3 Gehilfinnen. Im Sophienhause wurden 705 Kranke verpflegt mit 14 120 Verpflegungstagen. Die Gemeindeschwestern sind nicht nur in Krankenpflege, sondern auch in Kinderbewahranstalten, Jungfrauenvereinen, Koch-, Haushaltungs- und Industrieschulen thätig. Die gesamte Thätigkeit der Schwestern, das Kinderheilbad in Sulza und die Sophienheilstätte in Berka eingeschlossen, bietet folgendes Resultat: 24 650 Arbeitstage auf Hospital- und Anstaltspflege, 22 100 auf Gemeindepflege, 1784 auf Einzelpflege (Privatpflege), zusammen 48 534 Arbeitstage. Der Neubau einer gesonderten Kranken-Abteilung zum Sophienhaus steht in sicherer Aussicht. An Schwestern ist noch immer Mangel.

Römisches.

Der **Telegrammwechsel** des Kaisers mit dem Prinzregenten von Bayern hat in den Wein römischer Begeisterung für den neuen „Karl den Großen“ Wasser gegossen und der Ausfall der Stichwahl in Forchheim-Kulmbach hat auf die Begeisterung, die man nach Mannheim zur Katholikenparade mitnehmen wollte — einen Dämpfer gesetzt. Man redet davon, daß dieser Wahlausfall einige Bedenken über die Fundamentierung des bayrischen Zentrumssturmes wachgerufen hat. Turmeinstürze sind ja an der Tagesordnung.

Über den **Katholikentag** das nächste Mal, heute nur vier Notizen aus der gewiß authentischen „Germania“.

1) Nach Eingang der Antwort des Kaisers: „Präsident Cardauns bringt ein dreifaches Hoch aus, worin die Versammlung einstimmt.“

2) „Nachdem der Bischof von Speyer sodann den bischöflichen Segen erteilt hatte, bringt der Präsident (Cardauns. D. Red.) ein dreifaches Hoch auf die anwesenden Bischöfe, das begeistert wiederholt wurde.“

3) Nach Verlesung des Telegramms des Großherzogs von Baden: „Die Versammlung bringt ein Hoch aus.“

4) Nach der Aussprache des Erzbischofs Nörber: „Der Präsident (Cardauns) fordert hierauf die Versammlung auf, dem unermüdlichen Oberhirten der Erzdiözese Freiburg ein donnerndes Hoch (von der „Germania“ gesperrt) auszubringen. Jubelnd stimmten die Anwesenden darin ein.“ Römische Gesinnung: Sehr gut! — Patriotismus: Höchstens kaum ziemlich genügend!

Dem neuen Dogma von der Auffahrt Marias in ihrer körperlichen Hülle ist es nicht gut gegangen. Franzosen und Schweizer, unter Führung des Dominikaners Fei, stimmten gegen das Dogma, man hat daher den Antrag ein Jahr zurückgestellt.

An der **Bischofskonferenz in Fulda** nahmen teil: Fürstbischof Kopp-Breslau, die Bischöfe Aßmann-Berlin, Korum-Trier, Dingelstadt-Münster, Schneider-Paderborn, Thiel-Ermland, Rosentreter-Kulm, Voß-Osnabrück, Brück-Mainz, Weihbischof Likowski-Posen, Nörber-Freiburg.

Nachdem die **Sonderstellung der katholischen Abgeordneten im Elsaß** durch die neue Wendung in der Regierungspolitik gegenstandslos geworden ist, möchte das Zentrum die „Elsässer“ gern haben und wirbt um sie streichelnd oder kratzend, je nach Bedürfnis. Nun haben sich die Herren im Zentrum eine energische Antwort geholt, denn die klerikalen Reichstagsabgeordneten Delsor-Erstein, Haußs-Straßburg-Land, Küchly-Saarburg, Merot-Bolchen-Diedenhofen, Pierson-Metz, Röllinger-Gebweiler, Dr. Vonderscheer-Schlettstadt veröffentlichen in reichsländischen klerikalen Blättern folgende Erklärung:

Die unterzeichneten katholischen Abgeordneten der elsaß-lothringischen Gruppe im Reichstag legen energische Verwahrung ein gegen die Verunglimpfungen und Verdächtigungen, welche gegen sie, insbesondere aber gegen die Herren Winterer und Wetterlé gerichtet wurden. Sie können die ungewöhnliche Schärfe, mit welcher gegen sie von der „Köln. Volksztg.“ vorgegangen werde, nur auf eine völlige Unkenntnis und Verkennung der elsaß-lothringischen Verhältnisse zurückführen. Darüber, was die elsaß-lothringischen Abgeordneten infolge der letzten politischen Ereignisse zu thun und zu unterlassen haben, sind sie sich nach reiflichen Besprechungen im Klaren, und es hätte dieses gehässigen Vorgehens nicht bedurft, um sie hierüber zu belehren. Die Art und Weise, wie dies geschah, ist höchst bedauerlich, und wir befürchten, daß dadurch dem Verlangen nach Einigung und Organisation aller Katholiken in Elsaß-Lothringen mehr Schaden zugefügt wurde, als die Urheber dieser Hetze sich denken mögen.

Ausland.

— **Österreich.** Laut Bekanntmachung des k. k. evangelischen Oberkirchenrates vom 15. d. M. ist der Stand der Übertrittsbewegung für ganz Österreich im ersten Halbjahr 1902 folgender: Zum Protestantismus (A. und H. B.) sind in dieser Zeit 2523 Personen übergetreten, davon allein aus der römisch-katholischen Kirche 2339 Personen. Im selben Halbjahr sind aus der evangelischen Kirche beider Bekenntnisse 567 Personen ausgetreten, davon 476 in die römisch-katholische Kirche. Der reine Zuwachs des Protestantismus im ersten Halbjahr 1902 beträgt demnach 1956 (im Verhältnis zur römischen Kirche 1863) Übertritte und hält sich demnach auf der Höhe der Los von Rom-Bewegung im gleichen Zeitraum des Vorjahres. Nach den Superintendenzen verteilen sich die Übertritte: Wien 900, Oberösterreich 58, Westböhmen 984, Ostböhmen 56, Asch 23, Mähren-Schlesien 177, Galizien-Bukowina 49 Personen.

— **Schweiz.** Der Berner Bundesrat hat einer Reihe von Frauenkongregationen, die in den Kantonen St. Gallen, Waadt und Wallis sich ansiedeln wollten, die Niederlassung untersagt und sie aufgefordert, binnen 90 Tagen das Gebiet der Eidgenossenschaft zu verlassen. Das bayerische Ministerium hat auf Wunsch des Prinzregenten den Cisterzienserinnen von Schloß Hahnberg in St. Gallen, die bereits ausgezogen sind, in Passau Aufnahme gewährt. — Leo XIII. hat recht.

— **Italien.** Eine interessante Stelle aus dem Dekret der Indexkongregation in Rom sei mitgeteilt. . . . Julius Bois, Hermann Schell, Emil Combe, Joseph Müller, Franz Regis Planchet und Camillus Quiéoreux, decretis S. Congregationis, editis 21. VIII. 1896. 15. XII. 1898. 7. VI. 1901, quibus eorum quidam libri notati et in Indicem librorum prohibitorum inserti sunt, laudabiliter se subjecerunt. —!

— **Die Türkei und die Zionisten.** Der Leiter der Zionistenbewegung, Dr. Herzl, hat sich auf Einladung des Sultans nach Konstantinopel begeben und hat in Verhandlungen mit hohen Regierungsbeamten das Programm der Zionisten entwickelt. Schließlich mußte er dasselbe schriftlich einreichen und die Bedingungen formulieren, unter denen die Ansiedelung einer Zionistenkolonie möglich sei. Der Sultan ließ ihm nun zwar seine tiefe Sympathie mit den Juden ausdrücken, die Bewilligungen jedoch, die er für eine jüdische Kolonie zu machen gedachte, konnten nicht für genügend gehalten werden, um den Zielen der Leiter der Zionistenbewegung zu entsprechen. So kam es nicht zu bestimmten Ergebnissen. Dr. Herzl äußert sich aber, daß die türkische Regierung in nicht zu ferner Zukunft die Vorteile bemerken wird, die ihr aus einer jüdischen Kolonie auf der Basis des Zionistenprogrammes erwachsen würden.

Die Pforte will den Rücktritt des armenischen Patriarchen Ormanian nicht anerkennen und giebt ihm allerlei mündliche Zusicherungen, die Maßregeln gegen die Armenier zu mildern und die Beschwerdepunkte zu prüfen. Aber Ormanian verlangt schriftliche und bindende Zusicherungen.

— **China.** Zwei englische Missionare, Bruce und Lewis, sind erschlagen worden.

Litteratur.

August Pott. Der abendländische Text der Apostelgeschichte und die Wir-Quelle. Eine Studie. Leipzig, 1900. *M.* 3.—.

Diese Arbeit, die entstanden ist unter der Mitarbeit an einem größeren Werk, dessen erster Teil demnächst erscheinen wird (Prof. D. v. Soden, Die Schriften des Neuen Testamentes in ihrer ältesten erreichbaren Textgestalt hergestellt auf Grund ihrer Textgeschichte), läßt uns einen Blick thun in die theologische Kleinarbeit, die sich bemüht, durch Vergleichung der Handschriften, durch Feststellung ihres Alters und Entstehungsortes, wie der Art ihrer Entstehung und damit ihres Wertes, einen Text des griechischen Neuen Testamentes uns zu geben, der in seinem Wortlaut möglichst dem ursprünglichen sich nähert. Die Schrift behandelt im besonderen einen Kodex (O.), der in der Bodleyanischen Bibliothek in Oxford aufbewahrt ist, in seinem Verhältnis zu dem abendländischen Typ der Apostelgeschichte. Zugleich aber wird durch die folgenden Ausführungen zur Quellenscheidung der Apostelgeschichte klar, in wie enger Verbindung die Kleinarbeit der Textfeststellung mit den wichtigen Fragen der Litterarkritik und damit der Darstellung des Bildes des Urchristentums steht. Es kann hier der Ort nicht sein, sich mit dem Verfasser über Gesamtauffassung oder Einzelheiten auseinanderzusetzen, oder auch nur eine ausführliche Darstellung seiner scharfsinnigen Untersuchungen zu geben. Für das Spezialstudium des Neuen Testamentes wird seine Arbeit wichtig sein, und seien diejenigen, die mit dieser Frage beschäftigt sind, auf diese sorgfältige Arbeit hingewiesen

A. F.

Maurertum und Menschheitsbau von Diedrich Bischoff. Leipzig 1902. Max Hesse.

* Als das beste Mittel gerade für unsere Tage, die soziale Frage zu lösen, empfiehlt der Verfasser in diesem außerordentlich fleißigen, an vielen Zitaten reichen Buche, welches bereits in 2. Auflage vorliegt, die Freimaurerei, deren Beruf ist: echtes Menschenglück zu fördern und am wahren, sozialen Menschheitsbau zu bauen. Und zwar, indem jeder einzelne vor allem an sich die erziehende Arbeit vornimmt, und zugleich sich stets bewußt ist, wie er ein verantwortlicher Miterzieher der anderen ist. In Bezug auf die Religion knüpft der Verfasser nur an den ethischen Zentralgedanken des Christentums, an die Nächstenliebe an (247), die ja nichts anderes sei als Förderung des Menschheitswohles, als wahre Humanität. Auch solche, die bislang noch nicht den „optimistischen Gottesglauben“ sich errungen haben, dürfen Freimaurer sein, sie müssen nur den Gedanken Gottes nicht meiden oder bekämpfen in atheistischer Weise. Alle will der Verfasser zur gemeinsamen Arbeit vereinigen, die Zweifler wie die Liberalen und ebenso die Orthodoxen. Ja auch diesen macht er in dem Abschnitt über das „Abrichten“ in Glaubenssachen ziemlich weitgehende Konzessionen (110—147). Die Krebsschäden unserer Zeit sind Materialismus und Mammonismus, ferner die Idee, die bisherige Ethik als etwas Abgeschlossenes, nicht mehr Entwicklungsfähiges aufzufassen, sowie eine viel zu geringe Bewertung der individuellen Freiheit; die letztere kommt auch im Sozialismus und im sozialen Staat zu kurz. Der einzelne muß lernen auf den einzelnen einwirken, und das Leben muß der Mensch als Kunst betrachten. Das Ideal aber bleibt überall Freiheit und Selbstbestimmung. Darum handelt es sich um ethische Erziehung. Sie allein kann die Menschheit vorwärts bringen. Das Buch ist bisweilen ein wenig breit, aber enthält viele, sehr anregende und feine Gedanken und Beobachtungen (vgl. z. B. die Abschnitte über das „Interesse“ oder die „Aufklärung“). Man braucht nicht Logenbruder zu sein, um an seinem sittlichen Ernste Gefallen zu finden, es hätte ebensogut den Titel führen können „Grundsätze der allgemeinen, oder sozialen Ethik“.

Bruno Weiß.

Mitteilung des Verlags.

* Das **Technikum Altenburg** (S.-A.), eine höhere und mittlere technische Lehranstalt für Maschinenbau und Elektrotechnik sowie für Chemie, hatte auch im vergangenen Sommersemester einen ganz bedeutenden Zugang neuer

Besucher zu verzeichnen. Der Unterricht erfolgt in getrennten Abteilungen für Maschinenbau und für Elektrotechnik in möglichst kleinen Klassen, wodurch eine eingehende individuelle Behandlung, bezw. Ausbildung des einzelnen Besuchers ermöglicht wird. Um den Besuchern der Abteilung für Chemie eine weitestgehende Ausbildung zu Teil werden zu lassen, wird diese Abteilung vom Wintersemester ab durch ein viertes Semester erweitert werden. Den Abgangsprüfungen sämtlicher Abteilungen wohnt ein Regierungskommissar bei, welcher auch die Abgangs-Prüfungszeugnisse und Diplome unterzeichnet.

Das Wintersemester beginnt am 27. Oktober, der unentgeltliche Vorbereitungskursus am 29. September, eine möglichst rechtzeitige Anmeldung dürfte sich sehr empfehlen. Altenburg, circa 3/4 Bahnstunde von Leipzig entfernt, eignet sich durch seine industrielle Lage ganz besonders für das technische Studium.

Vor Jahren brachte ich in Erfahrung, daß eine Kirche annähernd ℳ 70.— pro Winter für Feuerung verausgabt hat. Mir schien dies ganz unmöglich, denn damals rechnete ich pro Winter im Durschnitt höchstens ℳ 30.—. Ich erkundigte mich daher und erfuhr, daß der Zentner Koks während der letzten 3 Jahre mit ℳ 2 50 berechnet war; der Waggon von 10 000 Kilo = 200 Zentner würde demnach ℳ 500.— kosten.

Ich aber lieferte damals einen Waggon = 200 Zentner Ia. Hüttenkoks zu ca. ℳ 200.— bis 220.— franko.

Es ist im Durchschnitt der Koks demnach um rund

ℳ 300.— per Waggon oder 150 % (Prozent)

zu hoch berechnet und erklärt sich hieraus der hohe Koksverbrauch.

Auch war häufig der allerschlechteste Gruskoks geliefert, der nicht imstande ist, auch nur annähernd die genügende Hitze zu erzielen.

Mir ist begreiflicherweise daran gelegen, daß alle von mir gelieferten Kirchenheizungen vorzüglich funktionieren, damit das Renommee derselben nicht durch schlechtes Brennmaterial beeinträchtigt wird.

In Anbetracht dieser Thatsachen habe ich es übernommen, Koks und Kohlen direkt ohne Zwischenhandel ab Zeche Schlesien zu liefern; und kann auf diese Weise selbst eine Kirche von ca. 3000 Kubikmeter mit ℳ 43. 50 für Feuerung pro Winter erwärmt werden.

Ich bitte daher, bei Bedarf meine Offerte einzuholen, aber möglichst schon im Sommer, denn zum Herbst steigen die Preise immer sehr, und bei dem enormen Mangel an Koks ꝛc. kann ich dann nicht mehr liefern.

H. von Böttticher, Hamburg VII.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein

Auf Gegenseitigkeit. **Stuttgart.** Mit Aktiengarantie.

Gesamtreserven über 27 Millionen Mark.

Gesamtversicherungsstand: 480 000 Versicherungen über 293 000 Personen. Monatlicher Zugang über 7000 Mitglieder.

Der Stuttgarter Verein gewährt zu billigen Prämien u. günstigen Bedingungen die für alle Lebens- u. Berufsverhältnisse unentbehrliche

Haftpflicht-Versicherung.

Zum Abschluß von Versicherungen werden allerorts

Mitarbeiter aus allen Ständen

angenommen u. bei berufsmäßiger Thätigkeit dauernd gegen feste Bezüge angestellt.

Prospekte und Versicherungsbedingungen kosten- und portofrei.

Offene Pfarrstellen in Greifswald.

An der hiesigen Marienkirche werden zum 1. Oktober die erste und zweite Pfarrstelle vakant. Gehalt der ersten 5700 ℳ, wovon acht Jahre lang ein Viertel an den Emeritenfonds abzugeben ist, so daß etwa 4100 ℳ bleiben. Gehalt des Diakonats: 2400 ℳ, bei 10 Dienstjahren 3000, bei 15: 3600, bei 20: 4200, bei 25: 4800 ℳ. Bei beiden Stellen Dienstwohnung in eigenem großen Pfarrhause mit etwas Garten.

Patron:

Magistrat von Greifswald.

Probenummern des „Protestantenblattes" werden auf Wunsch überallhin gratis und franko versandt. Der Verlag.

Ein gebr. aber sehr gut erhaltenes Harmonium habe ganz billig zu verkaufen, evtl. zu vermieten. A. A. Oehlmann, Bremen, Friesenstr. 98.

Bilder Fenstervorsetzer, Wandteller, Vasen, Christus-Statuen und Büsten für vornehmen Zimmerschmuck empfiehlt die Kunstanstalt von **Herm. Plenz, Berlin S,** Prinzenstr. 71. Illustr. Katalog kostenfrei.

Technikum Altenburg S.-A. für Maschinenbau, Elektrotechnik und Chemie. Lehrwerkstätte. — Programme frei. Regierungs-Kommissar.

Stotterer

Jeder ohne Ausnahme ist heilbar. **Aber wie?** Auskunft giebt umsonst **O. Hausdörfer, Breslau,** Nachodstraße 1.

Junger Glaube

Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten

herausgegeben von

Pastor **R. Emde**

Preis brosch. ℳ **1.25**, geb. ℳ **2.25**.

Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.

Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

Meinel & Herold,

Harmonika-Fabrik Klingenthal (Sachsen) Nr. 72 vers. pr. Nachn. anerkannt solide **Concert-Zug-Harmonikas,** ca. 34 cm hoch, garant. stärkst. Stim., off. Klaviatur, **verb. Stahlfederung,** 3thl. (11falt.) Doppelbalg mit Metallschutzecken, Doppelbässen.

10 Tast., 2 chör. 2 Reg., 50 Stim. M. 5.—
10 „ 3 „ 3 „ 70 „ „ 7.50
10 „ 4 „ 4 „ 90 „ „ 9.50
10 „ 6 „ 6 „ 150 „ „ 15.—
21 „ 108 Stim. Mark **11, 21, 27** etc.

Schule u. Kiste umsonst.

Andere Harm. (105 vrsch. Nr.) p. St. v. M. **3.50** b. **80.—. Musikwerke, Drehorgeln, Akkordzithern, Zithern, Violinen, Mundharm., Bandonions.** Garantie: Zurücknahme u. Geld retour. Wir bitten dringend, unsere Harm. nicht mit billiger offerirt. zu verwechseln, ist der Preis niedriger, ist auch die Qualität geringer. Vor anderweit. Einkauf verlange m. uni. groß. illustr. Catalog umsonst. — **Ueber 4000 Dankschreiben.**

Wohlschmeckender, kräftiger, ausgiebiger, dabei nur halb so theuer wie der amerikan. Fleischextract ist Siris.

Fahrräder

Ia Qualität. Spielend leichter Lauf. Grösste Haltbarkeit.

H. von Böttticher, Hamburg V.

Ausverkauf Modell 1901 billigst, soweit Vorrat.

---

2 Jahre Garantie!

Friedrich Wilhelm Engels
Fabrik feinster Stahlwaaren
Nümmen-Gräfrath b. Solingen
No. 27
versendet
8 Tage zur Probe
als Specialität:

Haarschneide-Maschine „Volksfreund" mit 2 Aufschiebekämmen, um die Haare 3, 7 u. 10 mm schneiden zu können, in feinem eleganten Holz-Etui, zu dem Ausnahme-Preise von Mk. **5,50 franco** gegen Nachnahme. Falls die Maschine nicht gefällt, erfolgt Betrag zurück. Risiko ausgeschlossen.

Volksfreund-Maschine soll in keiner Familie fehlen, warum: 1. Weil bei 2 Kindern in 1 Jahre 1 Maschine erspart wird. 2. Jeder kann n. d. beigegebenen Gebrauchsanweisung sofort Haare schneiden. 3. Wo eine Maschine im Hause ist, kann kein ansteck. Krankheit durch Uebertragung entstehen. In tausenden Familien hat sich meine Volksfreund-Maschine eingeführt.

Grossen illustr. Katalog aller Art. Solinger Stahlwaar. etc., 1800 Abbildungen mit vielen Neuheiten erhält jeder umsonst und portofrei.

Um Irrthümern vorzubeug., wolle man mein. Adress. deutlich ohne Abkürzung schreib.

— **Firma 1870 gegr.** —
Bei Baarzahlung höchster Rab. u. Freisendung, bei Abzahlung entsprechend.
Erstklassige Fabrikate.

Emmer-Pianinos
Flügel — Harmoniums.

Längste Garantie. Fabrik: **Wilhelm Emmer** Berlin 219, Seydelstr. Allerhöchste Auszeichn.

Preisliste, Musterbuch umsonst.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Litterarische Beilage

zum

Protestantenblatt, Wochenschrift für den deutschen Protestantismus, Nr. 36.

35. Jahrgang des „Deutschen Protestantenblattes". 6. Jahrgang des „Protestant".

Philosophisches.

Dr. Hippolyt Walter von Walthoffen. „Die Gottesidee in religiöser und spekulativer Richtung." Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller, 1901. *M.* 8,40.

Das vorliegende Werk stellt sich die Aufgabe, auf der Grundlage einer geschichtlichen Darstellung des Ursprungs und der Entwicklung der Gottesidee das darin liegende Weltproblem sowohl nach der religiösen als auch nach der philosophischen Seite zu erörtern. Der Verfasser, schreibt für die „Gebildete Lesewelt" und stellt mit großem Fleiße das reiche Material aus den Werken hervorragender Theologen, Natur- und Religionsphilosophen, Kulturhistoriker und Ethnographen zusammen.

Ein erster Teil behandelt die „Gottesidee in religiöser Richtung", und zwar zunächst die verschiedenen Hypothesen über den Ursprung der Gottesidee, wie die Theorie des griechischen Philosophen Eumerus, nach welchem die Götter ursprünglich nur Menschen, große Helden und Wohlthäter des Menschengeschlechts waren, bis zu Feuerbach, welcher die Religion aus dem Wunsch des Menschen nach Befreiung von seinem Mangel und seiner Schranke erklärt. Hierauf wird die Entwicklung der Gottesidee in den „unsystematischen Religionen der kulturlosen Naturvölker" und der alten Kulturvölker Amerikas, sodann in den „systematischen Religionen aller Zeiten" mit Einschluß des Christentums verfolgt. Hierbei gelangt der Verf. zu dem Ergebnis, daß das religiöse Gefühl gleich dem Gefühl für das Wahre und Schöne, gleich dem Gewissen und dem Bedürfnis der Liebe, in der prinzipiellen Anlage der Menschenseele begründet ist. Der Gottesglaube beruht einerseits auf der Erhebung des Gemütes zur Freiheit über die Welt und andrerseits auf der Verehrung eines höchsten Wesens in der Welt und durch sie; er strebt sowohl die Freiheit von der Weltschranke als auch die Versöhnung mit der Weltordnung an, er ist zugleich Weltverneinung und Weltbejahung.

Der zweite Teil, mit der Überschrift: „Die Gottesidee in spekulativer Richtung", will darthun, wie der reflektierende und nach Erkenntnis strebende Menschenverstand sich seit altersher mit den überlieferten Glaubensvorstellungen und den religiösen Dogmen von Gott nicht begnügt hat, sondern vermöge des ihm eigenen immanenten Prinzips des Wissens sich von den Banden des Mystizismus und Dogmatismus frei zu machen, und nach dem wahren Wesen der Welterscheinungen und jenem der Gottheit zu forschen bemüht war. Dieser Nachweis wird in eingehender Darstellung der Philosophie und spekulativen Theologie des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit geführt. Das Ergebnis dieser Untersuchung wird im dritten Teil des Werkes auseinandergesetzt und besteht im wesentlichen darin, daß der Grundtrieb der menschlichen Vernunft, die Vielheit der Welterscheinungen einer Einheit unterzuordnen, in der Gottesidee als Einheitsidee seine harmonische Befriedigung findet. Der Verfasser reiht zwar häufig die Ansichten der einzelnen Denker encyklopädisch aneinander, ohne sie in zusammenhängender Darstellung zu verbinden, trifft auch nicht immer das Richtige (so wenn er S. 28 E. Zeller, Pfleiderer, Biedermann und Lipsius als Anhänger Feuerbachs rechnet), wird aber manchem, der Orientierung auf diesem wichtigen Gebiete sucht, durch die bequeme und in den Grundzügen richtige Darbietung des Materials einen Dienst thun können.

H. Th. E.

Emil Jacobsen. Lyra philosophica. Weltanschauungen. Schein und Sein. Vorbeigeratene Welträtsel. Berlin. Mayer & Müller, 1901. 76 S. *M.* 1,50.

Stimmungen, durch eine echt wissenschaftliche Weltbetrachtung geweckt, in knapper, graziöser Form wiedergegeben, das ist es, was die kleine Sammlung bietet. Der Verfasser verfügt über eine entschiedene Gabe, Gedanken in dichterische Form zu kleiden. Aber über den dichterischen Wert seiner Lyra stellen wir deren Gedankengehalt und einzig auf Wahrheit und Ehrlichkeit abzielende Tendenz. Besonders glücklich trifft Verfasser den Ton, wenn er satirisch wird. Man lese die „Substantia Haeckeli" und man wird seine helle Freude daran haben. Aus 12 Seiten „Erläuterungen", die Verfasser seiner Lyra anhängt, erfahren wir, wie ernst und eingehend er sich mit den brennenden Fragen moderner, vom exakten Wissen ausgehender Weltanschauung beschäftigt hat. St.

Zur Kontroverse über Christentum und Kirche.

Protestantische Kirchen in Deutschland. Von Emil Felden, Pfarrer. VII. Heft der Flugschriften des neuen Frankfurter Verlags. (76 S.)

Vom Standpunkte eines absoluten Subjektivismus aus weist Verf. die Inkonsequenz, Unhaltbarkeit und praktische Schädlichkeit des Orthodoxismus nach, zugleich feststellend, daß der Liberalismus mit vollem Rechte sich auf den früheren Luther berufen dürfe (dem er seinen Subjektivismus und Kritizismus auch der Bibel gegenüber vindiziert). Als Heilmittel gegen die durch den Orthodoxismus verursachte Entfremdung von der Kirche wird eine völlig staats- und bekenntnisfreie Kirche gefordert, deren Verfassung skizziert wird. — Daß diese Wünsche nach einer Freikirche von rechts und links gleichmäßig laut werden (Verf. zitiert Stöcker und die interessante Schrift des amerikanischen Professors Newe über die Freikirche), zeigt ihre Berechtigung. — Trotz mancher Fragezeichen ein interessantes, flott geschriebenes, anregendes, lesens- und beachtenswertes Schriftchen! Die Ausführung seiner Idee stellt sich Verfasser freilich wohl zu leicht vor.

W. F.

Religion — Weltliebe. Von einem Christen. E. Piersons Verlag (R. Lincke). Dresden und Leipzig, 1902. 47 Seiten. Preis *M.* 1,—.

Eine fromme und freie Schrift, die für ein dogmenfreies und lebensfreudiges Christentum in schlichter, aber entschiedener Sprache eintritt. Sie gliedert sich in zwei Teile: „Religion" und „Morgenandacht". Aus dem letzteren Teile, in den auch kleine und nicht immer geschmackvolle („Die Sternthaler") Anekdoten eingestreut sind, erfahren wir, daß Verf. Sprachlehrer ist und wenn uns auch Schröder in der schon früher empfohlenen Schrift „Heilig ist mir die Sonne" Tieferes und Gediegeneres und auch in der Form Ansprechenderes an Schulandachten bietet, so berührt doch auch hier der warme und demütige Herzenston des Lehrers äußerst wohlthuend. Aber die Form läßt viel zu wünschen übrig. Mit der im ersten Teil viel wiederholten Wendung „Fort also mit . . .", z. B. „mit der stumpfen Gleichgültigkeit der Massen gegen die . . . Religion" ist wenig ausgerichtet. — Der Standpunkt des Verfassers ist durchaus modern. Er macht keinen Hehl aus seiner Leugnung eines persönlichen Fortlebens nach dem Tode, aber ein tieferes Eindringen in die Probleme wäre der wohlgemeinten Schrift zu wünschen. — Als Lapsus sei notiert, daß Verf. die Planeten im eigenen Glanz strahlen läßt. (S. 14.) St.

Dogmatik und Apologetik.

Otto Dreyer, Zur undogmatischen Glaubenslehre. Vorträge und Abhandlungen. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn. 1901. (V und 156 S. Preis 2 *M.*)

Es ist mir ein Genuß gewesen, die in diesem Bändchen neugedruckten sechs Reden und Abhandlungen Dreyers zu lesen. Lebendig stand der entschlafene Freund mir wieder vor Augen, mit seiner edlen Begeisterung für protestantisches Christentum, mit seinem feinen Gefühl für Wohllaut und Schönheit, mit seinem frommen Sinn und klaren Denken. Das alles spiegelt sich in diesem Buche wieder. Der Sohn, dem wir die Sammlung und Herausgabe verdanken, hat sich ein Verdienst um seinen trefflichen Vater, und um uns Theologen und Pastoren erworben; denn hauptsächlich für uns sind diese Kabinetstücke von Bedeutung und Wert. So abgerundet und deutlich wie Dreyers Handschrift, so gemütreich und geistvoll wie seine Unterhaltung, geben sie einen belehrenden und erfreuenden Einblick in die Gedankenwelt dieses „Deutschen Idealisten", als welchen er sich selbst bezeichnet hat. Oder vielmehr: sie drehen sich alle erläuternd und näher bestimmend um die Eine Idee des „undogmatischen" Christentums. Denn diese war sozusagen das Prinzip der Dreyerschen Schriftstellerei. Ebenso frei gesinnt wie glaubensvoll, und dabei von Haus aus eine irenische Natur, suchte er in einem undogmatischen Glaubensbekenntnis das einigende Band für die Rechte und Linke in der protestantischen Theologie, und in einer undogmatischen Glaubenslehre das wirksame Mittel zur Erbauung und Erhaltung der christlichen Gemeinde. Im ersten der sechs hier uns gebotenen Artikel: „Das einzige Erkennungszeichen religiöser Wahrheiten", stellt er die durchschlagende These an die Spitze: „Da die Religion ein Verhältnis der Menschenseele zu Gott ist, so kann eine religiöse Wahrheit nur eine solche sein, welche dieses Verhältnis in irgend einer Weise berührt." Und dann führt er aus, wie dieser einfache und selbstverständliche Satz geeignet ist, den Unterschied von undogmatischen Glaubenslehren und dogmatischen näheren Bestimmungen dieser Lehren aufzuhellen. Aber ich will diese ebenso treffenden wie elegant geschriebenen Auseinandersetzungen nicht reproduzieren; man muß sie so lesen wie sie dort stehen, um den vollen Eindruck davon zu empfangen, und — um seine volle Zustimmung dazu zu geben. Das könnte m. E. sogar ein ganz orthodoxer Theolog, wofern er nur sich die geistige Freiheit, den Gegner verstehen zu wollen, bewahrt hat. Der zweite Artikel: „Die religiöse Sprache und die Wichtigkeit ihres Verständnisses für den kirchlichen Frieden" behandelt ungefähr die gleichen Gedanken wie der erste. Der dritte: „Die Bekenntnisfrage", verlangt ein Glaubensbekenntnis, das keine Dogmen bietet, sondern das Gebiet der religiösen, d. h. im Gefühl wurzelnden, christlichen Wahrheiten mit kräftigen Grenzsteinen von allem unreligiös-unchristlichen abgrenzt. Er fordert, daß ein solches Bekenntnis kurz und leicht verständlich das christlich-religiöse Gefühl ausspreche, und für alle Lehrbegriffe (soweit sie mit dem christlich-religiösen Gefühl nicht im Widerspruch stehen) Raum lasse. Merkwürdigerweise findet er diese Erfordernisse im Apostolikum am besten erfüllt, freilich erst nachdem er einige „schwerverständliche" (wie z. B. die Höllenfahrt) und „mißverständliche"

(nur das?) — wie z. B. die Auferstehung des Fleisches — oder schon dogmatisierende Stücke (wie die Gemeinschaft der Heiligen) entfernt hat. Er verlangt dann, daß die Geistlichen nur auf den religiösen Gehalt des Bekenntnisses, nicht auf seine Lehrbestimmungen, und außerdem auf gewissenhafte Anwendung der reformatorischen Prinzipien verpflichtet werden sollen, d. h. darauf „zu bewahren das Kleinod des Glaubens, die Lehrform desselben aber in der überkommenen Richtung vorsichtig fortzubilden". Artikel 4 ergeht sich über „die Glaubenslehre des undogmatischen Christentums", und setzt sich mit Kaftans „neuem Dogma" auseinander. Nr. 5 „das Dogma von der Person Christi und seine religiöse Bedeutung" schält den religiösen Gehalt der „Gottheit Christi" sinnig und fein aus der stachlichten dogmatischen Umhüllung heraus. Und Nr. 6 „welche Wege muß die Unterweisung im Christentum einschlagen, um lebendigen Glauben in den Gemeinden der Gegenwart zu wecken". — Die Rede, mit welcher Dreyer sich als Oberkirchenrat bei der Geistlichkeit des Herzogtums S.-Meiningen einführte — giebt vortreffliche, aus langer Praxis erwachsene Winke zu wirksamer Führung des Pfarramtes. Mit Nachdruck tritt er jedem hierarchischen Gelüste entgegen. „Das Amt trägt uns nicht mehr, sondern wir müssen das Amt tragen." „Die Autorität soll nicht als die äußere irgend eines Amtes oder Buchstabens am Anfange des Weges stehen, sondern als die freiwillig anerkannte höchste Autorität der göttlichen Offenbarung am Ende." Das sind goldene Worte, die ein jeder Pfarrer, und je höher seine Stellung in der Kirche ist desto tiefer, sich ins Herz schreiben sollte! Darauf giebt er zu bedenken, „daß auf wissenschaftlichem Wege zum Glauben zu führen unmöglich ist". „Der sicherste Weg ist m. E. dieser, daß wir vor allem nicht müde werden, die ganz eigenartige menschlich-sittliche Größe Jesu den Großen und den Kleinen zu zeigen, die Tiefen seiner Sittenlehre und seines Lebens immer besser zu ergründen, selbst von dieser Herrlichkeit ergriffen und durchdrungen seine Persönlichkeit — als eine geschichtliche auf dem Hintergrunde ihrer Zeit und doch zugleich als von ewiger Bedeutung für alle Zeiten, als die größte die jemals erschienen, und dennoch von vorbildlicher Bedeutung für den geringsten unter uns — mit kräftigen Zügen vor den Augen unserer Zuhörer emporwachsen und in ihre Herzen hineinwachsen zu lassen." — Indessen jetzt will ich nicht weiter excerpieren. Auch meine kritischen Bedenken gegen dies und jenes in den Dreyerschen Ausführungen will ich verschweigen. Mögen die geehrten Leser dieser Anzeige nach dem Büchlein selber greifen! Ich müßte mich sehr täuschen, wenn sie es nicht mit einem Gruß der Liebe und Verehrung an den entschlafenen Verfasser aus der Hand legten.

Hamburg. J. R. Hanne.

Biblische Wissenschaften.

Ed. König, Bibel und Babel. Eine kulturgeschichtliche Skizze. 3. Auflage. Berlin, Martin Warneck. 51 Seiten. M. —,80 1902.

Dem vielgelesenen und vielbesprochenen Vortrag von Fr. Delitzsch „Babel und Bibel" hat Ed. König eine Schrift entgegengestellt, deren Titel „Bibel und Babel" schon den gegensätzlichen Standpunkt zum Ausdruck bringt. Jensen, der Marburger Assyrioloye und Bearbeiter der babylonischen Epen und Mythen in der Keilschriftlichen Bibliothek, hat in der „Christlichen Welt" 1902 Nr. 21 Sp. 487 ff. von dem Vortrag Delitzschs geurteilt, daß er in dieser Form besser ungedruckt geblieben wäre. Das Urteil mag scharf sein, vielleicht etwas zu scharf, unbegründet ist es nach Jensens Darlegungen nicht. Gerade weil Delitzschs Vortrag so viel gelesen wird und Dinge bespricht, die sonst den „Laien" wenig zugänglich sind, ist es zu bedauern, daß er in manchen Punkten zu weit geht und falsche Vorstellungen erweckt. Ich will nur eins herausgreifen. Wenn es nach Delitzsch Seite 35 scheint, als ob der Dekalog wenigstens zum Teil eine genaue babylonische Parallele habe, so ist es gut, daß Jensen darauf hinweist, daß diese Parallele ziemlich in nichts sich auflöst, wenn man die Quellen selbst ansieht. Im übrigen muß auf Jensens Darlegungen selbst verwiesen werden, deren Lektüre nicht dringend genug empfohlen werden kann. Von vornherein war es jedenfalls berechtigt, daß König seine warnende Stimme gegen Delitzsch erhob. Er prüft den Quellenwert der assyrisch-babylonischen Schriftdenkmäler und hebt hervor, daß sie nicht immer und überall Glauben verdienen. Sein Resultat, daß „einerseits in der babylonisch-assyrischen Keilschriftlitteratur nicht alles unzweifelhaft authentisch, unverfehrt und sicher deutbar, und andererseits in der hebräischen Litteratur nicht alles so jung und tendenziös verfärbt ist, wie eine Anzahl neuester Forscher anzunehmen geneigt ist", darf im allgemeinen als richtig gelten, auch wenn man über einzelne seiner Ausführungen anders denkt. Mit Recht mahnt er auch zur Vorsicht bei der Annahme von Entlehnungen auf dem Gebiete der Kultur und Religion. Daß solche Entlehnungen stattgefunden haben, ist zweiffellos, daß sie aber längst nicht in dem Maße erwiesen sind, wie es nach Delitzsch scheint, ist ebenso zweiffellos. Ich weise nur hin auf die bekannte Abbildung bei Delitzsch Seite 38, deren Deutung auf den „Sündenfall" bei dem Mangel jeder schriftlichen babylonischen Überlieferung und da der Sinn der Abbildung durchaus nicht selbstverständlich ist (vgl. Jensen und König), sehr in Frage gestellt werden muß. Man sehe sich auch einmal Jensens Ausführungen über den Sabbath an. Auf Einzelheiten kommt es freilich weniger an. Wichtiger ist ein allgemeinerer Gesichtspunkt. Es lag vielleicht mehr bei Delitzschs besonderer Absicht, jedenfalls ist es Thatsache, daß bei ihm das Eigentümliche der „Bibel" gegenüber den Entlehnungen aus „Babel" zu wenig hervortritt. Es ist daher ein Verdienst Königs, dies ergänzend energisch hervorzuheben. Es hätte doch wohl nahe gelegen, da wo Delitzsch von dem Einfluß des babylonischen Schöpfungsepos auf die biblische Schöpfungsgeschichte spricht, auf die totale Umbildung des Stoffes vom streng monotheistischen Standpunkt aus hinzuweisen. Gerade in dieser Umbildung besteht der Wert der biblischen Erzählung, gerade in ihr zeigt sich die Kraft der israelitischen Religion, deren Monotheismus nicht aus babylonischer Urzeit übernommen ist, wie es nach Delitzsch scheint, sondern letztlich — darum kommt man nicht herum — auf göttlicher Offenbarung ruht. Darauf kann natürlich hier nicht näher eingegangen werden. — Auf die ausführliche Prüfung der Stellen, welche den Namen Jahwe enthalten sollen, durch König sei nur noch kurz hingewiesen. Über seine eigene Deutung müssen die Fachgelehrten entscheiden. R.

Ed. König, Neueste Prinzipien der alttestamentl. Kritik. 80 S. Runge, Gr. Lichterfelde-Berlin. 1902. M. 2.

Ein Quentlein Methode ist oft besser als ein Meer von Wissen, und darum ist es dringend nötig, daß alle diejenigen, die an der Lösung wissenschaftlicher Fragen mitarbeiten, ja daß auch die Geistlichen, die den Ertrag der wissenschaftlichen theologischen Forschung praktisch zu verwerten haben, sich immer wieder Rechenschaft geben über die methodischen Grundsätze, nach denen ihre Arbeit zu erfolgen hat. Doppelt dankenswert ist aber für uns der Hinweis auf die Wichtigkeit einer streng methodischen Schulung, wenn er von einem der Meister der theologischen Wissenschaft herrührt, wie es Ed. König auf dem Gebiete der alttestamentlichen Forschung ist. Den Lehren und — Warnungen dieses Gelehrten, der die feinste methodische Genauigkeit mit einer umfassenden Fülle von Wissen in sich selber vereinigt, werden gewiß auch diejenigen gern Gehör schenken, die sich seine allgemeinen dogmatischen Voraussetzungen auf dem Gebiete der alttestamentlichen Religionsgeschichte nicht aneignen können. In der genannten Schrift wirft der Verfasser nach einer sehr lesenswerten Einleitung, die das prinzipielle Recht der Bibelkritik allen Andersdenkenden gegenüber mit Entschiedenheit verteidigt, die Frage auf: Was ist nötig, um Bibelkritik richtig üben zu können? — Es ist einmal die richtige Beobachtung der zu beurteilenden Thatsachen, und sodann die Giltigkeit der Maßstäbe, nach denen die Kritik geübt wird. In neun Abschnitten werden sodann, unter Heranziehung wichtiger Beispiele aus dem Gebiete der alttestamentlichen Wissenschaft und in beständiger Auseinandersetzung mit ihren namhaftesten Vertretern, folgende methodische Gesichtspunkte besprochen und nach ihrer Stichhaltigkeit untersucht: 1. die grammatische Richtigkeit eines Textelementes, 2. die litterargeschichtliche Altertümlichkeit der betreffenden Textquelle, 3. die geistesgeschichtliche Priorität, 4. der Schwierigkeitsgrad einer Lesart, 5. die stilistische Richtigkeit und Kongenialität (eines Ausdrucks mit dem Empfinden des Schriftforschers), 6. die metrische Beschaffenheit der zu untersuchenden Texte, 7. die komparativistische Norm der alttest. Kritik (Methode der vergleichenden Religionswissenschaft), 8. das Personifikationsprinzip (spez. gegenüber den Gestalten der Erzväter, in denen die neue Kritik vorwiegend nur Personifikationen von Stämmen erblickt), und endlich 9. die poetisierende Methode der Kritik. — Während ich dem Verfasser in den 6 ersten Abschnitten — auch in dem vielumstrittenen sechsten Punkte, der durch die metrischen Untersuchungen von Sievers neuerdings wieder in ein ganz neues Licht gerückt worden ist, fast durchweg zustimmen muß, so glaube ich, daß dem Verfasser in den drei letzten Abschnitten gewichtige Einwendungen gemacht werden können und — müssen. M. E. mit Unrecht wird Seite 35 die komparative Methode der neueren Religionswissenschaft ohne weiteres eine „falsch generalisierende" genannt. Auch die Ablehnung des Personifikationsprinzips bei der Behandlung der Vätersagen und vollends die Zurückweisung einer weitergehenden poetischen Würdigung der alttestamentlichen „Sagen" (die doch noch keine „Geschichte" zu sein brauchen, wenn sie auch keine „Lügen" sind, Seite 76!) scheint mir nicht immer mit den triftigsten Gründen gestützt zu werden. Und wenn im Schlußsatze der neuesten Kritik des Alten Testaments eine „Verkennung der Objektivität als des Grundcharakters der israelitischen Religionsgeschichte" vorgeworfen wird, so ließe sich über und gegen diesen etwas dunkel gehaltenen Satz wohl noch mancherlei sagen. — Indessen wird auch mancher „moderne" Bibelforscher diese 3 letzten Abschnitte nur zum eigenen Vorteile lesen können: thut doch die Mahnung zur Besonnenheit in methodischer Hinsicht gerade in unseren Tagen recht dringend not! Allen Freunden einer unbefangenen Bibelkritik aber sei das klar und lebendig geschriebene Büchlein hierdurch auf das wärmste empfohlen.

Dresden. Dr. Karl Kautzsch.

P. van Dyk (S. E. Verus), Kritischer Kommentar zu den vier Evangelien. Vergleichs-Ergebnisse auf Grund von desselben Verfassers „Vergleichender Übersicht (Vollständiger Synopsis) der vier Evangelien".

Die Schrift wird von dem mit der Herausgabe für den verstorbenen Verfasser testamentarisch beauftragten Herrn Benno Buerdorff, Leipzig, Könneritzstr. 27, an jedermann gratis abgegeben, der durch Übersendung von 20 Pfg. (Postausland 40 Pfg.) für Versand sein Interesse an dem Thema bezeugt. Der XVI und 176 Seiten starke, wie die „Supnosis" gebundene „Kommentar" ist in erster Linie für die Inhaber von Exemplaren der genannten „Vergleichenden Übersicht (Synopsis)" bestimmt, wird jedoch auch an neue Interessenten abgegeben. Die „Vergleichende Übersicht" (besprochen in Nr. 36 vom 4. September 1897) ist nach wie vor nicht von Herrn Buerdorff, sondern nur, getrennt davon, von Herrn C. F. R. Becker, Dresden-A., Georgplatz 1, und zwar zu denselben, oben genannten Bedingungen, zu beziehen. (Die Versender bitten, ihre Adressen nicht zu verwechseln.) — So gern wir die Verdienstlichkeit der abseits vom zünftlerischen Betriebe mit stillem Fleiße geübten kritischen Thätigkeit des † P. van Dyks anerkennen, so vermögen wir doch die übertriebenen Erwartungen des Herausgebers Buerdorff nicht zu teilen, der in van Dyks Arbeiten ein „Erlösungswerk" von weltgeschichtlicher Bedeutung erblickt und uns zur Unterstützung dieses Werkes zur Gründung einer „Deutschen Evangelien-Gesellschaft" einlädt, die mit dem Namen „Verein für wissenschaftliche Religion" am 17. August d. J. erfolgt ist.

Homiletisches.

Die neuen Perikopen des Kirchenjahres, schulgemäß erklärt. II. Teil: Die neuen epistolischen Perikopen. Von Herm. Triloff, Seminaroberlehrer zu Pyritz. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung. 1902. 262 S. Preis *M.* 3,50.

Seine sehr günstig aufgenommenen Erklärungen der neuen evangelischen Perikopen hat Oberlehrer Triloff verhältnismäßig rasch die entsprechende schulgemäße Erläuterung der neuen epistolischen Perikopen nachfolgen lassen. Wiederum sind es 69 Schriftabschnitte, die zur Erklärung gelangen. Auch diesmal hat der Verfasser dabei die formalen Stufen in Anwendung gebracht. Er ist damit einer in der neueren Pädagogik vorherrschenden Ansicht entgegengetreten, daß nämlich, wo sich ein Unterrichtsstoff in abstrakter, lehrhafter Form darstellt, wie es bei den Episteln vorwiegend der Fall ist, für eine Behandlung desselben nach den formalen Stufen kein Raum sei. Rezensent, weil hier nicht Fachmann, steht diesem Schematismus gleichgültiger gegenüber. Immerhin scheint mir der Verfasser die formalen Stufen mit Glück und Erfolg angewendet zu haben. Vielleicht hat die Behandlung der oft verwickelten, schwierigen Episteltexte dadurch sogar an Übersichtlichkeit gewonnen. Jedenfalls bewegt sich die Anwendung jener pädagogischen Betrachtungsweise nirgends innerhalb pedantischer Grenzen; sie ist überall eine freie, dem Stoffe angemessene, wie denn der Verfasser selbst im Vorwort bemerkt hat: „Die Stufen sind eben nichts Starres, mechanisch zu Benutzendes, sondern sie wandeln sich je nach der Eigenart des Stoffes." — Hohe Anerkennung verdient die Sorgfalt und Gründlichkeit, welche sich durch das ganze Werk hindurchzieht. Es wird uns mit einer entschieden bedeutenden Sachkenntnis ein äußerst reicher Unterrichtsstoff geboten. Die Bibelworte sind zur besseren Verständlichung zumeist in wortgetreuer Übersetzung gegeben. Wissenschaftliche Noten unter dem Text tragen zum weiteren Verständnis bei. Recht wertvoll sind auch die mancherlei sinnigen Belege aus Leben und Dichtung, die uns zumal auf der fünften Stufe begegnen. Der Standpunkt ist der einer milden Orthodoxie. Nicht bloß der Lehrer, auch der Prediger wird das fleißige, anregende Büchlein nicht ohne Nutzen für Bibelstunden und Katechesen in die Hand nehmen.

Apolda. H. Freytag.

Fr. Naumann. Gotteshilfe. Gesammelte Andachten. 7. Band. Andachten aus dem Jahre 1901. Mit einem Text- und Sach-Register über alle sieben Bände. Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 1902. 116 S.

Die unter dem Titel „Gotteshilfe" erschienenen Andachten des durch seine politische Parteigründung berühmt gewordenen Herausgebers der „Hilfe" werden hoffentlich längst vielen unserer Leser lieb und wert geworden sein. Naumann hat sich in den erbaulichen Artikeln der „Hilfe", aus denen seine Sammlungen genommen sind, von Jahrgang zu Jahrgang immer freier entwickelt. Und es ist im höchsten Grade zu bedauern, daß im neuesten Jahrgang der „Hilfe" öfters nur Abdrücke älterer Betrachtungen sich finden. Manchem anderen wird es wie dem Rezensenten ergangen sein, daß gerade der erbauliche Artikel von Naumann ihm jede Nummer der „Hilfe" zu einem Ereignis machte. Denn N. ist für uns moderne Menschen der Klassiker unter den Erbauungsschriftstellern. Darin lernen wir den Menschen Naumann kennen, — oder soll ich sagen den „Christen"? — der uns um vieles lieber und sympathischer ist als der Politiker. Hier liegt sein Charisma, und der vorliegende siebente Band bietet vielleicht die reifste Frucht dieser seiner besonderen Begnadung. St.

Unterricht und Erziehung.

Haufe, Dr. Ewald. Die Prinzipien der natürlichen Erziehung. Stuttgart, Robert Lutz, 1902. 110 S. Preis *M.* 1,50.

Verfasser, ein begeisterter Vertreter moderner Weltanschauung, Sozialist und Monist, möchte aus dieser heraus das bestehende Unterrichts- und Erziehungswesen e profundo reformieren. „Ut desint vires, tamen est laudanda voluntas", — darin möchte ich meinen Eindruck von der Schrift zusammenfassen. Was der Verfasser will, ist recht gut; den jetzigen traurigen pädagogischen Institutionen gegenüber schwebt ihm ein Ideal vor, dessen Aufriß klar genug zu zeichnen ihn leider seine Neigung zu abstrakter Ausdrucksweise gehindert hat. Ein Satz wie der: „Die natürliche Erziehung ist System durch Objektivität", wird mein Urteil rechtfertigen. Oder, wenn es an anderer Stelle heißt: „Was sich mit Leben, Natur deckt, muß Ziel sein für das Leben, das es lebt", — so ist das doch schon höherer Dunkelsinn! — Verfasser setzt sich überhaupt so frei über allgemeine stilistische Gesetze weg, daß ich ihm, wenigstens für den deutschen Aufsatz, meinen Jungen nicht anvertrauen möchte. Beispielsweise ist es einfach eine Unart, das Wort entwickeln ohne pronomen reflexivum im medialen Sinn zu gebrauchen: „Sein ist Entwickeln, Entwickeln natürliches Entwickeln" (ebenso Seite 99 „Selbstentwickeln" statt „sich selbst entwickeln"). Noch ein andrer Satz: „Der Gang ist von ebenso großer Bedeutung, als was die Psychologie vermag." Das ist einfach kein Deutsch mehr. — Ich vermisse indes bei dem Verfasser nicht nur die Klarheit in der Darstellung dessen, was er fordert, — ich kann mir da, wo ich ihn verstanden zu haben glaube, auch nicht denken, wie seine Ideen realisiert werden sollen. Hören wir einige seiner Leitsätze: „Die natürliche Schule macht die Natur zur Schule, draußen und drinnen: aus Schulleben wird Naturleben." Das ist recht schön gedacht, aber lerne ich von der Natur auch ein richtiges Deutsch schreiben? Nun „es handelt sich" ja „nicht um Lese-, Schreib-, Rechenunterricht ꝛc., um Lehrfächer und Stundengeben; denn Lesen, Schreiben, Rechnen ꝛc. sind nur Stücke des Entwickelns von Leib und Seele im Zusammenhange mit dem Grundzweige der Weltentwicklung!" Die natürlichen „Bildungsgruppen", die an Stelle der alten „Lehrfächer" treten, „ermöglichen die Befreiung von vielen Vorschriften über Zeit, Fach ꝛc." „Alles ist individuelle Freiheit bei objektivem Zwange." Stunden- und Lehrplan fallen weg. „Ob es 8 oder 8½ Uhr ist, ist nicht Sache der Inspektion und der Pflicht." „Die Schule wird Lieferant und Fabrikant. Sie hat Garten, Wiese, Wasser, Sand- und Grasplätze, Bäume." Das „sind Arbeitsgebiete im Dienste des Individuums und der Kultur". „Der Erzieher ist der geheime Dirigent der natürlichen Schulkapelle." Seine „Meisterschaft liegt im Zurückhalten . . . er ist Meister im Sichnichtzeigen". Das sind und bleiben doch angesichts dessen, wie Kinder nun einmal sind, Utopien. Aber die Gewissen der Pädagogen können doch geweckt werden, wenn man ihnen den Abstand vom Ideal zum Bewußtsein zu bringen sucht und den sittlichen Tiefstand unseres Kasernen- und Prügelsystems. „Wo Prügel sind, ist es aus mit der natürlichen Erziehung; nur wo das Unnatürliche gepflegt wird, ist der Prügel natürlich." Sehr wahr! — Aber unnatürlich wird dem Kinde immer vieles bleiben, was doch unumgänglich ist. Unnatürlich ist ihm jedes Erlernen einer Fremdsprache, so lange es nicht einmal die eigene ganz beherrscht und den Nutzen der Beherrschung einer Fremdsprache noch nicht einsieht. Sollen wir nun der Natur zu Liebe unsere Kinder damit verschonen?

Br. Fr. Steudel.

Römische Kirche.

Der Hofkaplan. Wiener Erinnerungen eines katholischen Priesters. Leipzig, Verlag von O. Grackbauer. Preis 3 *M.*

Si non e vero e bene trovato, so dachte ich beim Lesen des Büchleins gar oft. In anziehendem fließendem Stile, anmutiger Sprache, spannend wie ein Roman geschrieben, ein Roman und doch wieder kein Roman, oder ein Roman eigener Art, wird dies Buch nicht leicht von jemand nicht bis zu Ende gelesen werden, der angefangen hat, es zu lesen. Die Hauptperson ist Paul Griesinger, der außereheliche Sohn eines österreichischen Erzherzogs und einer Baronin Brenner, der nach dem Tode seiner von dem Erzherzog verlassenen Mutter, von einem Priester aus der St. Stephanspfarre dem Bürger Griesinger übergeben und als eigenes Kind von demselben erzogen worden war. Indem auf diese Weise die illegitime Herkunft desselben verhüllt wurde (wo bleibt der Taufschein?), war es möglich, daß Paulus Griesinger katholischer Priester werden konnte. (Die illegitime Geburt bildet nämlich eine Irregularität.) Er ward aus Überzeugung Priester und wird durchweg geschildert als „ein Priester nach dem Herzen Gottes", der das Ideal eines katholischen Priesters zu verwirklichen trachtete und es verwirklicht hat. Das Cölibat wird von ihm ganz in ultramontanem Sinne verteidigt als notwendig, damit dem Priester unbedingtes Vertrauen entgegengebracht werde, damit er sich seinem Berufe ungehindert, auch bei Epidemien hingeben könne und weil die Darbringung des heiligen Opfers und der ganze heilige Dienst es fordern. Paulus gerät aber in große Versuchung durch eine Circe schlimmster Art; er kämpft und ringt, will die Gelegenheit fliehen, aber sein alter Pfarrer, ein ächter „alter Josephiner", der gut Essen und Trinken ꝛc. liebt, befiehlt ihm aus erbärmlichen Rücksichten wieder die Religionsstunden in dem Hause des Banquiers zu geben, wo die Lehrerin es auf seine Verführung abgesehen hatte. Paulus wird in der höchsten Gefahr durch seinen Freund Graf Blome, einen alten Diplomaten, der, streng kirchlich-ultramontan gesinnt, mit den höchsten kirchlichen Kreisen in Verkehr gestanden und noch steht, glücklich noch befreit. Er ist einer der besten Kanzelredner Wiens, nimmt sich mit Vorliebe und Eifer der Armen und der Arbeiterbevölkerung an, predigt nach Bischof v. Kettelers Schrift: „Über die Arbeiterfrage und das Christentum", schließt sich vor den Betschwestern Wiens ab, jenen „meist verblühten Geschöpfen, welche die ersten am Morgen in der Kirche sind, bleiben, bis die letzte Messe gefeiert ist und am Nachmittag wiederkehren", die fast täglich beichten, Meister im Erzählen böser Träume, schwerer Versuchungen und quälender Zweifel sind, eifersüchtig ihren „Beichtvater" bewachen u. s. w.; wegen seines Wirkens wird er von seinen Konfratern verdächtigt, verspottet, verläumdet, verklagt; sein schlimmster Feind ist ein elender, unwürdiger Priester, der Sohn eines „getauften" Juden, der, obgleich von sinnlicher Lust erfüllt, aus Ehrgeiz nach Rom geht an das Kollegium Germanicum, um dort zu studieren, den Doktortitel sich zu erwerben u. s. w., denn dies sei die sicherste Leiter für die kirchlichen Würden und Ämter. Derselbe führt ein ehrloses Leben unter der scheinheiligen Maske eines frommen Priesters, haßt glühend Paulus Griesinger, der Hofkaplan geworden ist, erlangt die ersehnten kirchlichen Ehren, während der Hofkaplan, sein Opfer, die bischöfliche Behörde um Entlassung aus der Diözese bittet und inmitten einer protestantischen Bevölkerung eine katholische Pfarrei in Sachsen gründet, wo alt und jung ihn als Vater verehrt und ihn kennt als den Hofkaplan.

Die Schilderung der katholischen Priester Wiens, ihrer Gesinnung, ihres Treibens ist hochinteressant und erklärt, wie eine Los von Rom-Bewegung solchen Erfolg haben kann; das gleiche Interesse erweckt die Art und Weise, wie der Weihbischof Kutschker im Namen des trefflich geschilderten Kardinal Rauscher die Erzdiözese regiert. Auch Zustände am kaiserlichen Hofe werden geschildert, die Kaiserin-Mutter, Erzherzogin Sophie, die Kaiserin Elisabeth und der Kaiser; die Skandalgeschichten, die „unwahren", welche von einem Journalisten in die Auslandspresse geliefert wurden, aber von einer auf die Kaiserin eifersüchtigen Hofdame herrührten, die natürlich kein anderer entlarvt als der Hofkaplan.

So vermag das Büchlein mit seinen 204 Seiten recht viel Aufklärung zu geben über das Leben und Wirken der katholischen Priester in der Gegenwart; nur bleibt die Frage, welches die Ursachen solcher Zustände sind, ungelöst. Oder sollen sie bloß im Bureaukratismus liegen? in der Leitung der Diözesen? in den Personen, die an der Spitze stehen? Oder nicht vielleicht in der ganzen Institution, in dem Cölibat, in den Lehren dieser Kirche? Daß die Hauptfigur doch etwas Gekünsteltes an sich trägt, ist klar, und wenn sie für den katholischen Priester die „Klausur" verlangt, so bekundet dies eine blinde Schwärmerei. Sch.

Das Cölibat. Gedanken und Thatsachen von Ferdinand Heigl, Verfasser der Schrift „Der heilige Alfons von Liguori, Graßmanns Broschüre und seine Gegner". Berlin. Hugo Behrmüller Verlag. Preis ℳ 1,50.

Es fehlt wahrlich nicht an Büchern und Broschüren und andern litterarischen Publikationen über den Cöl: bat. (Der Verfasser muß es mir wohl schon verzeihen, daß ich dieses Wort nach wie vor als generis masiulini nicht gen. neutrius behandle; der von ihm angeführte Grund (Vorwort), einen solchen Geschlechtswechsel vorzunehmen, erschien mir nicht durchschlagend und er mag wohl daran erkennen, daß noch andere als gerade „ultramontane Kritiker" schreiben: „Der" Cölibat.) Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß das vorliegende Büchlein (neun Bogen in klein 8°) überflüssig und wertlos wäre. Es hat durch seine ruhig-sachlichen, klaren und überzeugenden Ausführungen einen großen Wert, namentlich jetzt. Der Liguori-Moral-Skandal hat ja auch dieses Thema berührt und die zahlreichen „übertritte" katholischer, zum Cölibat verpflichteter Priester, die zur Eingehung einer Ehe schreiten, legen eine neue Diskussion der Cölibatsfrage nahe, da man diese wie ihre Vorgänger früherer Zeit, von Martin Luther angefangen, als schamlose Brecher eines heiligen Gelübdes zu brandmarken sich bemüht. Mit anerkennenswertem Fleiße, so weit die Tendenz des Schriftchens und die Ausdehnung es gestattete, hat der Autor das „historische Material" (die Geschichte der Einführung des Cölibates) verwertet (S. 13—53), bespricht die „Theologischen Gründe" für den Cölibat (S. 53—65), behandelt die scheinbaren Zweckmäßigkeitsgründe (S. 65—84) und den wahren Grund des Cölibates (S. 84—90), sucht dann den Standpunkt des unbefangenen Denkens darzulegen und fügt der Abhandlung noch zwei Anhänge und Anmerkungen bei. Im I. Anhang teilt er die Urteile der Schriftsteller zweier Jahrhunderte, eines Religiösen und eines Freigeistes über Moraltheologie mit; den II. Anhang bildet ein Gedicht Geroks an Luther, worin dieser bekannte Dichter dem deutschen Reformator dafür dankt, daß er „Gottes heiligen Ehestand" wiederum zu Ehren erhob. Wiederholt beruft sich der Verfasser auf seine Liguori-Broschüre und empfiehlt den Lesern, dieselbe sich zu kaufen, wenn sie noch nicht im Besitz derselben seien. Daß die Freunde und Verteidiger des Cölibates sich mit Unrecht auf den Stifter der christlichen Religion berufen und mit dem gleichen Unrecht auf die Apostel, legt der Verfasser schön und überzeugend dar. Dagegen hätten seine Ausführungen über den historischen Charakter der Person Jesu und über die Entstehung der Evangelien nebst den dabei eingestreuten, mitunter doch sehr gewagten apodiktischen Bemerkungen wegbleiben können. Die Schrift, welcher wir die weiteste Verbreitung wünschen, hätte dadurch an Wert nichts verloren, an Klarheit unstreitig gewonnen. Daß übrigens der Beichtstuhl von den Cölibatären zur Befriedigung der Geschlechtslust benutzt werde, das möchte ich ganz bestimmt abweisen. Davon ist mir nie etwas bekannt geworden. Der Beichtstuhl ist vielen katholischen Priestern so zuwider, daß nur die strenge Pflicht dieselben in diesen „Marterkasten" treibt. Sachverständige Männer, die aus eigener Erfahrung und langer Beobachtung reden können, hierüber zu hören, scheint mir vorzuziehen zu sein.

D. Schieler.

Belletristisches.

Der Erlöser. Von J. Brand. Trauerspiel in fünf Akten. Bern, 1901. Verlag von Neukomm & Zimmermann. 155 S.

Im vorliegenden Buche wird Christus als Vertreter eines Ideales, nämlich der Idee der sozialen Gerechtigkeit, dargestellt; er will zur Macht gelangen, um diese Idee zu verwirklichen und er geht in diesem Kampfe unter. Darin liegen die Elemente einer wahren Tragödie. Das Trauerspiel entwickelt das Gesellschaftsideal Christi: die Arbeit ist die Kultur, sie ist verachtet, der Arbeiter unterdrückt, er wird von Christus als Mitarbeiter des Schöpfers gerühmt. Jesus sucht das unterdrückte Volk zu organisieren, zu ermutigen, unter seiner Führung zu sammeln und zum Bewußtsein seines Wertes und seines Rechtes zu bringen, (Jakobus 2, 5. 6.,) und er hofft, unter Benutzung alter religiöser Traditionen, einen Umschwung des Eigentums- und damit der realen Verhältnisse herbeizuführen. Damit ist gegeben das Ideal und der Kampf mit der Wirklichkeit. Diese Wirklichkeit ist in der Sippe des Herodes auf die Bühne gebracht und absurd, lächerlich, grausam und gedankenlos geschildert. Beim Versuche der Realisierung seiner Pläne stößt Christus bald auf Widerstand von allen Seiten; seine Familie fällt von ihm ab, Johannes deutet seine Zweifel an, in Nazareth wird er schimpflich vertrieben, die Seinigen selbst entschuldigen ihn damit, daß er von Sinnen sei. Die dem Ideal feindliche Wirklichkeit macht sich in allen Schichten fühlbar und alle Personen, welche Christum umgeben, bringen die Beschwerde zum Ausdruck, sei es, daß sie Anhänger oder Mitinteressenten der Gewalt sind, sei es, daß sie Furcht zeigen.

Jesus wird zwar unsicher und schwankend, er kann sich aber nicht entschließen, einem ihm lieb gewordenen Traume zu entsagen, und jetzt rächt sich der Fehler, daß er sich von den Seinigen abgewandt und in die Arme der Apostel geworfen, die, ehrgeizig und ohne sittlichen Halt, weder seinem Unternehmen, noch seiner Person mit Überzeugung anhängen. Sie drängen ihn, die Entscheidung zu suchen, und verkaufen, verlassen, verleugnen ihn, so daß er sich plötzlich allein sieht und erkennen muß, daß seine Hoffnung auf das Volk trügerisch war, denn nicht eine einzige Stimme unter den Juden erhebt sich für ihn, da Pilatus ihn freigeben will. Mit der Kreuzigung schließt das Drama.

Wir sind der Meinung, an die höchste Aufgabe, die einem Dramatiker gestellt werden kann, sollten sich auch nur die Größten heranwagen. Wie verlockend der Vorwurf einer dramatischen Bearbeitung der Christustragödie ist, gerade wenn man von der Voraussetzung der vollen Menschlichkeit Jesu ausgeht, werden manche von den besten unserer modernen Dramatiker empfunden haben. Aber daran gewagt hat sich noch keiner. Gegen den vorliegenden Versuch ist das Doppelte einzuwenden: Er ist, rein künstlerisch genommen, wertlos, historisch beurteilt, total verzeichnet. Verfasser will aus einem Galiläer des augustinischen Zeitalters einen modernen Sozialisten herausbilden. Jesus giebt Belehrungen, wie die: „da . . . die Armut des Volkes die notwendige Folge der Anhäufung von Besitz in wenigen Händen ist und der Messias diese Knechtung des Volkes aufzuheben berufen ist, so kündige ich das Gottesreich . . . ." Es ist die alte Geschichte, jeder dichtet in seinen Christus sein Lebensideal hinein und hier geschieht es obendrein mit wenig Kunst, wie das gegebene Beispiel schon erkennen ließ. Geradezu widerwärtig aber ist es, wenn Verf. seinen Helden im Gegensatz zur evangelischen Überlieferung den Quälereien der Kriegsknechte gegenüber eine durchaus unwürdige Haltung einnehmen läßt: Jesus „weint, heult, jammert und bittet, verspricht alles, wendet seine demütige Rede an den Hohenpriester und Kaiser (!), an den Landpfleger in Worten der Unterwürfigkeit und Verzweiflung, er verdammt sein Geschick, das ihn angetrieben, die Autoritäten anzugreifen ꝛc." — Das genüge!

Br. Fr. St.

Ludwig Bräutigam. Auf dem Heimwege. Geschichten und Skizzen. Berlin. F. Fontane & Co. ℳ 3.—.

Das ist ein anziehendes Buch, und diese Geschichten und Skizzen verraten einen feinen Beobachter. Wo der Verfasser auch lebte, im Sachsenlande, im schönen Elsaß oder in unserer norddeutschen Tiefebene: was die Heimat auszeichnet, das versteht er zu sehen, zu empfinden und anschaulich zu beschreiben. Der Mann führt uns auf heimatlichem Pfade, den er in der Jugend gewandelt, verfolgt elsässische Spuren in Frankreich, tritt Marschen- und Moorfahrten mit uns an, auf denen wir dem Deutschen verschiedenen Stammes und verschiedener Art ins Herz schauen. Gerade den Kleinen und Armen geht er mit Vorliebe nach. Er ist auch ein guter Protestant und mit der Geschichte der Hugenotten wohl vertraut. Doch es sind auch Skizzen und Geschichten darunter, die mit sozialen Schäden scharf ins Gericht gehen. Der Ehrbarkeit, Wohlthätigkeit und Heuchelei, wie sie in unserer heutigen Gesellschaft bestehen, wird die Maske abgenommen und das wahre Gesicht gezeigt. Ein Herz fürs Volk hat dieser Schriftsteller und für Befreiung von allem Zwang und altem Unrecht bricht er eine Lanze. Aber ein Tendenzschriftsteller ist er doch nicht und kein Parteimensch. Wir können diese Geschichten und Skizzen besinnlichen Leuten nur warm empfehlen, wo auch ihre Heimat ist im Norden oder Süden. Die norddeutschen Freunde kennen diesen Schriftsteller ja wohl schon als Herausgeber des „Allmersbuches". — Geist des Alten von Rechtensleth weht auch aus diesem Buche seines jüngeren Freundes uns an. V.

W. Mader, Pfarrer in Eschelbach. Geschichte der Burenstaaten. Leipzig 1901. Hermann Seemann Nachf. 74 S. Preis ℳ 1.—. Derselbe: Ernstes und Heiteres aus dem Burenkriege. Ebendaselbst. 126 S. Preis ℳ 1,50.

Ernst Friedrich (W. Mader). John Bull und die Buren. Ein hochbegeistertes Heldengedicht. E. Piersons Verlag. Dresden und Leipzig. Erster Teil (zweite Auflage, 1900). 56 S. Preis 50 ₰. Zweiter Teil (mit einem Anhang „Burenlieder"). 92 S. Preis 60 ₰.

Das südafrikanische Kriegsdrama hat jüngst seinen Abschluß gefunden, einen Abschluß freilich, der, so heiß er an und für sich auch ersehnt sein mochte, doch in seiner Bedeutung für das aufs schwerste geprüfte Burenvolk noch auf lange hinaus alle Freunde dieses Heldenvolkes mit tiefer Wehmut erfüllen muß. Und immer aufs neue werden die Gedanken zurückgelenkt werden zu dem Trauerspiel in der Völkergeschichte beim Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts, immer aufs neue Einzelerinnerungen aus jenem Heldenkampfe auftauchen und sich in ernster Weise geltend machen. Allen denen, die solchen Erinnerungen Raum geben und bisher von tiefgehendem Interesse für die Burensache erfüllt gewesen sind, bietet sich W. Mader, ein württembergischer Pfarrer, in den obengenannten Schriften als sachkundiger Wegweiser in der Geschichte der Burenstaaten an, der mit Liebe und Eifer sich in die Betrachtung der Schicksale jenes Volkes versenkt und teils mit bitterem, aber berechtigtem Sarkasmus, teils mit Humor die Erfahrungen, die die Engländer im Kampfe mit den Buren gemacht, sowohl in Prosa wie in Poesie darzustellen weiß. Das „hochbegeisterte Heldengedicht", dessen Eigenart in der volkstümlichen Behandlungsart der darzustellenden Stoffe zu erkennen ist, wird vielleicht auch in späteren Zeiten noch eine besondere Mission erfüllen, indem es — besser als es ein lehrhaftes Geschichtsbuch vermag — in anschaulich lebendiger Weise manchem geschichtlich interessierten Mann aus dem Volke die jetzt ausgefochtenen Kämpfe der Buren und ihre Schicksale vergegenwärtigt. Besondere Hervorhebung verdienen die dem Werkchen „John Bull und die Buren" im Anhang beigegebenen Burenlieder.

Kunitz. E. Böhme.

Die Christen. Schauspiel in fünf Aufzügen von Walther Nithack-Stahn. Halle a. S. Fricke 1902. ℳ 1.—.

Verf. schildert die Drangsale der Christen, die um ihres Glaubens willen unter römischem Joche schmachteten. Der Glanz der römischen Kaiserzeit unter Trajan und seinen Zeitgenossen kommt wirkungsvoll zum Ausdruck. Im Vordergrund der Handlung steht die „Claudia", die Gattin des römischen Senators Piso, die sich der neuen Christenlehre zuwendet.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen 11, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Druck von Carl Schünemann, Bremen.